



### 3. Kapitel.

## Die Periode der unbedingten Bewunderung.



Es wird nun leicht ersichtlich sein, aus welchen Gründen die im ersten Kapitel entworfene Milieuschilderung bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre hin fortgeführt wurde und daß dies in erster Linie geschah, weil sie auf solche Weise in den kühnen Prosaepos des „Buches Le Grand“ bequem verläuft.

Bekanntlich hatte aber schon früher, schon in den 1819 gedichteten „Grenadieren“ der damals noch nicht zwanzigjährige Heine einen der Höhepunkte seiner Napoleondichtung erreicht. Ja, der Napoleondichtung überhaupt. Denn, wie man Shakespeares „Romeo und Julie“ als das Hohelied der Liebe bezeichnet, so darf man die Grenadierromanze getrost das Hohelied der Kaiserzeit nennen, die manchen guten Kopf seither poetisch begeistert, doch aber, alles in allem, eigentlich nur wenigen Kunstwerken ersten Ranges zum Leben verholfen hat. Nicht unverdientermaßen ist diese Krone der epischen Dichtung Heines auch des Dichters populärste Romanze und neben Sedlitz' „Nächtlicher Heerschau“ das volkstümlichste Gedicht geworden, das je zu Napoleons Ehren in deutscher Zunge geschrieben wurde.

Die Angabe, daß die Verse 1819, als sich Heine nach dem Frankfurter und Hamburger Fiasko in Düsseldorf für die Universität vorbereitete, entstanden sind, darf wohl als maßgebend betrachtet werden<sup>260</sup>), wengleich die außerordentlich späte Rückkehr der gefangenen Franzosen einigen Zweifel dagegen zuläßt.

Ist es doch schon merkwürdig genug, daß ein kaum zwanzigjähriger Jüngling einen außer ihm liegenden zeitgeschichtlichen Stoff, der mit den süßen Qualen seiner Liebeslyrik nichts zu schaffen hatte, in dieser knappen, concisen Form und mit solcher künstlerischen Vollendung zu behandeln wußte!

Er selbst erzählt über die Veranlassung zu dem Gedicht im „Buch Le Grand“<sup>267</sup>): „Während ich, auf der alten Bank des Hofgartens sitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menschenstimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erst heimkehrten. Als ich auffah, erblickte ich wirklich diese Waisenkinder des Ruhmes; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verstümmelt, ermattet und meistens hinkend, blieben sie doch noch immer in einer Art militärischen Schrittes . . .“

Aus dieser oder einer ähnlichen einfachen Begebenheit wurde die Krone der Heineschen Romanzendichtung geschmiedet.

An den Anfang von Bürgers „wildem Jäger“ erinnert die in ihrer Kürze musterhafte Exposition:

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',  
Die waren in Rußland gefangen.

Sie müssen auf ihrem traurigen Rückmarsch durch Deutschland, sie kommen „ins deutsche Quartier“, wie der Dichter in militärischer Sprache meldet. Hier hören sie von dem Untergange der großen Armee, von der Gefangenschaft ihres Kaisers. Sie, die seit dreißig Jahren keine Träne kannten, sie weinen. Klaglos sind diese Tapfern in ihren zerlumpten Uniformen Hunderte von Meilen gewandert, jetzt beginnt plötzlich dem einen die alte Wunde zu brennen. Auch sein Kamerad fühlt den tiefen Schmerz. Wie köstlich malt der Dichter die ungeheuchelte, aller Phrase bare Resignation des Kriegers in dem soldatisch kurzen „das Lied ist aus“ — doch der brave Mann muß nach Hause denken, wo Weib und Kind, vielleicht hungernd und frierend, seiner Rückkehr harren.

Nun aber setzt der Dichter mit einem kräftigen Sorte ein, indem er die Heimatlosigkeit des im Kriege ergrauten Triariers, dem der Kaiser sein Ideal, sein Gott, sein alles gewesen, in großartiger Weise zum Ausdruck bringt:

Was schert mich Weib, was schert mich Kind!  
Ich trage weit beß'res Verlangen;  
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —  
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

In diesem schmerzlichen Rufe:

„Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“

hat sich die Seele des alten Soldaten vom Leben eigentlich losgerissen. Er will nichts mehr, nur sterben, begraben sein. Das „Ehrenkreuz am roten Band“, das ihm der Kaiser vielleicht selber angeheftet wie jenem tapfern Hauptmann Coignet, der in der schlichten Prosa seiner Erinnerungen<sup>268</sup>) ein so ergreifendes Lied von der Soldatentreue gesungen hat, das einzige Gut dieser Tapfern, das sie sich nur durch den Tod von der Brust reißen ließen, das soll ihm der Kamerad aufs Herz legen, die Flinte ihm in die Hand geben und den Degen umgürten. Denn der alte Krieger hofft, daß sein großer Feldherr einst wiederkehren und über sein Grab dahinreiten werde.

Den in Frankreich unter Volk und Soldaten weitverbreiteten Glauben an eine nochmalige Rückkehr des Gefangenen von St. Helena, den auch Béranger mehrfach dichterisch verwertet, hat Heine zu einer kühnen Vision benutzt, durch welche das seinem Stoff nach aus der unmittelbaren Wirklichkeit geschöpfte Gedicht in eine Welt des Traumes hinüberschwebt<sup>269</sup>).

Aber diese Traumwelt — ich habe schon an einer früheren Stelle darauf hingedeutet<sup>270</sup>) — ist das Reich der „italienischen Gespenster“, die bei Tage umgehen, nicht das schauerliche Geisterreich des Nordens, an dessen zerrissenem Wolkenhimmel Wodans wildes Heer nächtlicher Weile mit flatternden Mänteln vorüberflutet. Daher zeigt das Gedicht auch in seinem visionären Teile jenen mehr plastischen Charakter der Romanze, in dem Sinne, wie ich diesen im Gegensatz zur Ballade vor Jahren festgestellt habe<sup>271</sup>). Daß diese Manier für die Darstellung einer eminent klassischen Gestalt wie der eines Napoleon passender war als das ossianische Nebelwesen der Immermann und Zedlitz, glaube ich nicht wiederholen zu brauchen<sup>272</sup>).

Der plastisch ruhige Charakter unserer Romanze hängt auch mit der wunderbaren Objektivität des Gedichtes zusammen. Aus dem Munde der Soldaten hat Heine den Ruhm des Kaisers erklingen lassen, ohne eigene Zutat. „Indem er sich in die fremde Seele versetzte,“ sagt Richard M. Meyer<sup>273</sup>), „verdrängte er jedes Bedenken, jede Störung, die sonst sein Empfinden hätte kreuzen können, und aus der Macht dieser einheitlichen Stimmung erwuchs der großartig schlichte Ausdruck.“

Die „Grenadiere“ sind eine völlig originale Schöpfung. Denn es ist ein starkes Versehen von Karl Vorelsch<sup>274</sup>), wenn dieser be-

hauptet, Heines berühmte Romanze verhalte sich „zu den Deux grenadiers Bérangers nicht anders als sein Loreleilied zur „Lorelei“ Arnim-Brentanos.“ Bérangers schöner Dialog ist zuerst in der Gedichtsammlung von 1828 erschienen, höchstwahrscheinlich also auch erst um diese Zeit gedichtet und, wenn wirklich etwas eher geschrieben, so doch wohl schwerlich früher an die Öffentlichkeit gelangt. Auf keinen Fall kann er 1819 dem angehenden Studenten in Düsseldorf bekannt gewesen sein. Allerdings mag der Irrtum insofern nahe liegen, als beide Gedichte in Stoff und Behandlung eine auffallende Verwandtschaft zeigen. Zunächst haben beide Poeten den Kunstgriff gemein, Napoleons Größe nicht in eigener Person auszusprechen, sondern sie in dem Spiegelbilde zu zeigen, das sie in den Seelen einfacher Menschen zurückließ. Bei Béranger war das typisch. Im „Sünften Mai“, in den „Erinnerungen des Volkes“, im „Alten Korporal“, im „Bretonischen Matrosen“, überall. Dieses Kunstmittels, das auch sonst in der Napoleonpoesie vielfach verwendet wurde, konnten sich mit Erfolg nur Dichter bedienen, die für volkstümliches Empfinden ein taktvolles Verständnis besaßen. Gewiß ein schöner Ruhmestitel für einen Zwanzigjährigen, daß man ihn so neben Béranger stellen darf. Und er hat den gefeierten Chanjonnier übertroffen.

Ein Vergleich der Gedichte wird das leicht ergeben. Bekanntlich sind Bérangers Grenadiere nicht aus der Gefangenschaft heimgekehrt, sondern sie stehen im April 1814 auf Posten vor dem Schlosse von Fontainebleau, in dessen Räumen ihr Kaiser den verhängnisvollen Schritt getan, die Abdankungsurkunde unterzeichnet hat. Sie sind entschlossen, ihm nach Elba zu folgen: dieselbe Soldatentreue wie bei Heine.

Aber unsere Dichter haben nicht bloß Typen des für ihren Feldherrn begeisterten Kriegertums geschaffen, sie haben auch individualisiert. Mit feiner Berechnung. Beide Grenadiere lieben ihren Kaiser schwärmerisch, abgöttisch, aber doch nicht in ganz gleichem Grade. Bei Béranger sagt der erste:

Schon zwanzig Jahr im Dienste ferne,  
Sehn' ich mich jetzt der Heimat zu.

Darauf antwortet der andere:

Bedeckt mit Narben hätt' ich gerne  
Von langer Arbeit einmal Ruh.

Doch wird der Wein im Krüge minder,  
Ein Schelm, wer das Gefäß zerbricht.  
Lebt wohl, o Heimat, Weib und Kinder!  
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht!

Der Gegensatz zwischen den beiden Soldaten ist von dem Franzosen sehr zart angedeutet, und nur ein geübteres Ohr wird die Nuance gleich heraushören. Heine hat diesen Gegensatz verschärft, hat vor allem an Stelle des sentimental-wehmütigen:

Lebt wohl, o Heimat, Weib und Kinder<sup>275</sup>!

die soldatisch brutalen Worte:

Was schert mich Weib, was schert mich Kind!

mit dem furchtbaren Reimvers:

Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.

Der wirkungsvolle Realismus dieser Worte wird erhöht durch den knappen Ausdruck des Volksliedes, an das er unmittelbar anknüpft, wie denn wohl feststeht, daß ihm bei seiner fünften Strophe die schottische Edwardballade als Muster gedient hat<sup>276</sup>).

Ganz eigenartig aber ist bei Heine die Vision, die sein Gedicht aus der Sphäre nüchterner Wirklichkeit, in der die Chanson Bérangers mit all ihrer rührenden Schönheit doch bleibt, ins Reich des Idealen erhebt. Auch der gewaltige Ausklang — den Schumanns Schluß-Fortissimo prächtig interpretiert — ist etwas ganz anderes als der etwas schwächliche Kehrreim des Franzosen:

Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht<sup>277</sup>!

Der deutsche Studiosus hatte den Meister der französischen Napoleondichtung im Preislied für den Kaiser geschlagen. Über die wunderbare Kraft und ergreifende Wirkung dieser einzigen Dichtung wollen wir keine Eulen nach Athen tragen. Am wenigsten in einem Buche, in dem so mancherlei Neues zu sagen ist, daß für Wiederholungen nur wenig Platz übrig bleibt.

Selbst die gehässigste Heinekritik konnte den Glanz dieser Perle nicht trüben. Die ersten Tondichter unseres Landes — Schumann, Wagner, Bernhard Klein, wer zählt die Namen? — haben sie in Gold gefaßt, Michiels, Beltjens und der leider jung verstorbene feine Lyriker Léon Valade übersetzten das Gedicht in die Ursprache der Kaisergrenadiere. Besonders unter den Franzosen — könnte man es ihnen verdenken? — hat Heines Romanze begeisterte Lobredner gefunden. Ob wir bei Saint-René Taillandier oder bei Montégut,

bei Louis Ducros oder bei Legras anklopfen: überall wird uns dieselbe Antwort. Wie unzertrennlich sich bei unseren Nachbarn die Vorstellung von einem deutschen Napoleonenthusiasten mit den Heineschen „Grenadiere“ verknüpft, davon hat mich persönlich ein Brief Jules Clareties unterrichtet, der auf eine hingeworfene Bemerkung, daß es in den Rheinlanden noch immer Verehrer des Kaisers gebe, antwortete: „Heines Grenadiere sind also noch nicht gestorben?“ (Les Deux Grenadiers de Heine ne sont donc pas morts?)

Und als ob sie keinen Rivalen neben sich duldeten, steht die herrliche Schöpfung auch in Heines Dichten allein, umgeben von einem Kranze der süßesten und der schmerzlichsten Lieder, Sonette, Hymnen und Balladen, deren keine wieder von diesen Sängerlippen zum Lobe des gefeierten Helden erklingen wird.

Auf Jahre hinaus blieb sie überhaupt die einzige Kundgebung des Dichters für den Franzosenkaiser. Denn ein paar hübsche Verse, die 1893 ans Tageslicht gezogen wurden und die eine unkritische Pietät für Heine in Anspruch nahm, sind erweislich nicht in dessen Dichtergarten gewachsen. Über diese als literarisches Kuriosum immerhin nicht ganz uninteressante Begebenheit mögen ein paar Worte hier am Platze sein. In dem genannten Jahr erschien im Düsseldorfer „Täglichen Anzeiger“<sup>278)</sup> ein Aufsatz von einem Herrn Philipp Braun, der einen angeblichen Heine-Autographen behandelte. Ein alter Abdruck des — auch diesem Werke beigegebenen — Petersenschen Bildes<sup>279)</sup>, das Napoleons Einzug in Düsseldorf darstellt, ist mit den vier Zeilen versehen:

Dorbei sind seine Zeiten,  
Sein Riesentraum ist hin;  
Es giebt nur noch ein Streiten  
Um seinen Geist und Sinn.

Obwohl der Verfasser des Artikels selbst bekannte, daß die Handschrift nicht „auf den ersten Blick“ als die des Dichters zu erkennen sei, so glaubte er doch an einen Heine-Autographen und knüpfte hieran die unter solchen Umständen natürliche Schlußfolgerung, daß der Dichter (der „Grenadiere“ auch der Verfasser dieser Zeilen sei. Das ist nun aber keineswegs der Fall; die Verse stammen aus einem Gedichte, zu dem sich ein in weiteren Kreisen wenig bekannter rheinischer Poet, Wilhelm Smets<sup>280)</sup>, in den dreißiger Jahren durch die Wiederherstellung von Napoleons Standbild auf der Vendômesäule<sup>281)</sup> begeistern ließ und das in dem 1842 von Eduard Brindmeier heraus-

gegebenen „Napoleons-Album“ abgedruckt ist. Der einzige Unterschied ist der, daß Smets, dem Charakter seiner Dichtung entsprechend, den Kaiser in der ersten Person:

Vorbei sind meine Zeiten u. s. w.

reden läßt; im übrigen stimmt die Stelle mit den unter dem Bilde befindlichen Worten überein. Schade, aber diese Verse hat Heinrich Heine nicht geschrieben.

Überhaupt hat er, wie gesagt, bezüglich seiner Gedanken über den Franzosenkaiser lange Zeit tiefes Schweigen beobachtet, wobei neben der schnell vorübergeflogenen Sympathie für das altdeutsche Wesen später auch, wie ich vermute, die Rücksicht auf seine Berliner Verhältnisse bei dem noch sehr jungen Manne mitgewirkt haben mag. In der ersten Ausgabe seiner Gedichte kommt der Name Napoleons, dessen Ruhm nur der Mund der „Grenadiere“ kündigt, nirgends vor; auch in den „Briefen aus Berlin“ spielt er so gut wie keine Rolle. Nur einmal wird, an der schon angezogenen Stelle, die Gesetzbuchschöpfung des Kaisers lobend erwähnt, dann auch gesagt, daß der Musiker Boucher eine auffallende Ähnlichkeit mit Napoleon habe, endlich, bei Erwähnung des Agendenstreites, ein Bild aus einer berühmten Proklamation des Kaisers von 1815 in scherzhafter Weise verwendet<sup>282</sup>). Das ist alles.

Dafür genug der loyalsten Lobprüche auf das preußische Königshaus, den König selber und seine Kinder, vor allem die reizende Prinzessin Alexandrine, die während Heines Berliner Studienzeit, im Mai 1822, das Fest ihrer Vermählung feierte.

Selbst die Berliner Gardeoffiziere kommen im Munde des jungen Radikalen gar nicht so übel weg. Und doch — latet anguis in herba. Trotz alles patriotischen Empfindens oder Empfindelns verriet hin und wieder ein Zucken um die Mundwinkel des jugendlichen Spötters, daß sich unter der manchmal sogar ziemlich stark aufgetragenen Schminke noch andere Gesinnungen verbergen; Sticheleien auf das Deutschtum, auf altdeutsche Jünglinge und die „faden, schalen, flachen, poesielosen Verse“ der Befreiungskriegsjäger<sup>283</sup>) lassen den franzosenfreundlichen Rheinländer dann und wann durchblicken.

Aber der Napoleonfreund bleibt zurückhaltend. In dem kleinen Aufsatz über Polen findet nur die Anekdote Platz, daß der Kaiser sich ein Stückchen aus der uralten Gnesener Domtür habe schneiden

lassen und „diese durch solche hohe Aufmerksamkeit noch mehr an Wert gewonnen habe“<sup>284</sup>). In der 1824 geschriebenen „Harzreise“, dieser reinsten und anmutigsten seiner Prosadichtungen, geschieht des großen Mannes, dessen Namen der Dichter im Herzen trug, auch nicht mit einer Silbe Erwähnung. Man darf zugeben, daß der Stoff nicht sonderlich dazu einlud. Dennoch ist es auffallend, daß aus den Nebeln, die über den Tannenforsten des schönen Gebirges lagerten, niemals das Bild des Kaisers emporsteigt, daß keine der blauen Glockenblumen am Bergeshang ein Lied von ihm läutete, keiner der zackigen Felsen auf der Hatzhaut des jungen Dichterauges sich als Napoleonshut spiegelte.

Nur zwei Jahre nach dem ersten Entwurf jener wald- und jugendfrischen Schöpfung schreibt derselbe Heine die „Grenadiere“ in Prosa, das „Buch Le Grand“. Woher der Kaiserjubiläum nach der Stummheit der „Harzreise“? Zwei Umstände haben dabei sicher mitgewirkt, sofern sie nicht geradezu entscheidend waren: die Lektüre einer stattlichen Anzahl der unlängst erschienenen Memoiren zur napoleonischen Geschichte und eine starke Steigerung der uns bekannten Verstimmung des Dichters gegen die Verhältnisse in Deutschland und Preußen, die mit seinen vergeblichen Versuchen, in einer Staatscarriere festen Fuß zu fassen, zusammenhängen. Mit ihrem Scheitern aber fiel für Heine der Grund weg, der Äußerung seines Mißmuts noch länger einen Saum anzulegen, und so pries er den Mann, der ihm damals par excellence als der „Mann des Volkes“, als der Vertreter der Gleichheit und Freiheit erschien und dessen Schlachten — auch die Schlachten der späteren Kaiserzeit — für ihn „Freiheitskämpfe“ waren<sup>285</sup>), Kämpfe der Aufklärung gegen Finsternis, Rückschritt und „Dummheit“, so daß er des sterbenden Tambours Trommel zerstückt, damit sie keinem Feinde der Freiheit zu einem „servilen Zapfenstreich“ mehr dienen kann. Diese Auffassung, die ja auf einem teilweisen Mißverstehen beruhte, wird nach meinen früheren Darlegungen wohl zu begreifen sein, zumal wenn ich die geringe Fähigkeit und noch geringere Neigung der Jugend, politische Unterschiede zu machen, hier nochmals ins Feld führe.

So erhebt sich der „Le Grand“ wie ein Denkmal, das der Dichter auf der Gipfelhöhe seines Napoleonkults errichtet, einer Höhe, die ziemlich unvermittelt aus dem Flachland der Berlin-Hamburg-Lüneburger Zeiten aufsteigt, später allmählich abfällt und nur noch einmal nach Jahren von dem müden Pilger am Abend eines kranken Lebens wieder erklommen wird.

Freilich enthält das Buch auch ganz andere Elemente; der gelehrte Heinekener Ernst Elster hat zu beweisen versucht, daß das Werk als eine Huldigung für des Dichters hübsche Muhme Therese, die zweite Tochter Salomon Heines, aufzufassen sei, zugleich als eine Art Rechtfertigungsschrift, in welcher der in der eigenen Familie vielfach angegriffene Verfasser über seinen Bildungsgang und seine Kenntnisse in humoristischer Form Aufschluß erteilt. Mag sein. Es mag auch ein anderer Beurteiler recht haben, der das Buch aus Theresens Händen nimmt, um es Friederike Robert zuzuweisen<sup>286</sup>). Für uns im Grunde gleichgültig. Jedenfalls eröffnet es eine malerische Aussicht in die Jugend unseres Poeten, und ich glaube meinerseits nicht irre zu gehen, wenn ich die „Nordsee“ (dritte Abteilung) als ein Präludium zu diesem Teile des „Le Grand“, der das Bild Napoleons umschließt, bezeichne.

Den Charakter eines Vorworts tragen die dortigen Bemerkungen über den Kaiser auch in dem besonderen Sinne, daß sie die Quellenangaben für Heines Bonapartestudien und sogar eine Art Kritik dieser Quellen enthalten. Alles natürlich in dem kecken Stile des Humoristen, voll der subjektivsten Urteile und mit den verwegenen Schnörkeln bunter Arabesken verziert.

Da ist zunächst der Maitland, der oben von mir kurz besprochen wurde. „Aus diesem Buche ergibt sich sonnenklar, daß der Kaiser, in romantischem Vertrauen auf britische Großmut, und um der Welt endlich Ruhe zu schaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gast denn als Gefangener“<sup>287</sup>). Das ergab sich nun wohl nicht ganz so „sonnenklar“ aus dem Buche des Kapitäns, wenn auch die Zeitgenossen überwiegend jener Auffassung zuneigten und sogar die wissenschaftliche Kritik gerade bei dieser Gelegenheit mit den Engländern streng ins Gericht gegangen war. Wenn der Dichter ironisch hinzusetzt, daß an Napoleons Statt ein Wellington ganz anders gehandelt haben würde, so wird er recht haben, und der steifleinene englische Lord, der kaum einen Funken von dem Genie des Korsen, aber bessere Nerven als jener besaß, hat selbst an einer Stelle seiner Despatches die Bemerkung gemacht, daß sein großer Gegner auch sonst zu sehr als Impressionsmensch gehandelt habe. Auch den tragischen Charakter dieses letzten Aktes in der napoleonischen Geschichte, den in neuerer Zeit Richard Voß in einer höchst unglücklichen Weise als Bühnendrama zu gestalten versuchte<sup>288</sup>), hat Heine in wenigen Worten knapp und klar beleuchtet.

Wenn er dem Maitland, „dem sturmkalten, englischen Seemann“, im ganzen gerecht wird, so hat er auch den Las Cases, den „enthusiastischen Kammerherrn“, der in jeder Zeile zu den Füßen des Kaisers liegt, richtig begriffen, was ihn freilich nicht abhalten wird, diese subjektivste der Quellen gar manchmal gutgläubig nachzuschreiben. Vollends tritt die Blindheit seiner Begeisterung hervor, wo er den O'Meara und Antommarchi kritisiert. Von dem irischen Doktor heißt es, daß er „freimütig, schmucklos, tatbeständig, fast im Lapidarstil“ geschrieben habe, epitheta ornantia, von denen mindestens das dritte, dieses aber auf alle Fälle, gestrichen werden muß. Und wenn Heine hinzusetzt: „Diese Jury hat den Kaiser gerichtet und verurteilt: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert“<sup>289</sup>), so kann ich nach meiner Auffassung Napoleons zwar den Richterspruch nicht angreifen, was aber die Jury anlangt, so würden doch diese Geschworenen wohl ausnahmslos wegen Befangenheit abgelehnt werden müssen.

Unser Dichter hat nun aber auch den Ségur gelesen<sup>290</sup>), und er faßt den „Historiker“, wie er ihn nur fassen konnte und wie dieser wirklich begriffen werden muß, mit dem Auge des Poeten: „Ein Heldengedicht“ nennt er dessen Werk, „das durch den Zauberspruch „Freiheit und Gleichheit“ (wieder die Freiheit und Gleichheit!) aus dem Boden Frankreichs emporgeschossen“ ist; großartiger und schmerzlicher als das Lied von Ilion, besingt es daselbe tragische Verderben wie das Lied der Nibelungen und hat mit diesem noch die furchtbare Feuersbrunst gemein. Der Dichter verliebt sich in seinen Gedanken; er vergleicht Ségurs Geschichte weiter mit der Edda, dem Rolandslied, dem indischen Mahabharata, kurz, den großen Epen aller Völker und Zungen und erlaubt sich besonders zwischen den einzelnen Helden des französischen Heeres und der homerischen Iliade Vergleiche anzustellen, die im einzelnen nicht immer ganz zutreffend sein mögen, doch ausnahmslos poetisch ansprechen.

Wie eine Sturmwarnung von der umbrandeten Nordseeküste aber erklingt das prophetische Wort, das unser Poet dem vielbändigen Werke Walter Scotts entgegenrief<sup>291</sup>), welches der schottische Barde damals über Altenglands großen Partner in „hungriger Geschwindigkeit“ zusammenschrieb: „Alle Verehrer Scotts müssen für ihn zittern; denn ein solches Buch kann leicht der russische Feldzug seines Ruhmes werden.“ Daneben ist freilich auch die andere Prophezeiung Heines eingetroffen: „Das Buch wird gelesen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutschen werden es übersetzen.“

Heines Beziehungen zu dem Werke des schottischen Dichters werden uns noch weiter beschäftigen. Auch Goethe hat sich mit Eckermann darüber unterhalten, und es ist interessant zu beobachten, wie sich diese beiden Geister, der Alte von Weimar und der junge Düsseldorfer Kollege von der Juristenfakultät und der Dichterschaft, die sonst einander mehrfach abstießen, bei der Lektüre der Dichter und Historiker der Kaisergeschichte zusammenfinden.

Wenn der Greis Goethe nicht nur die begeisterten Napoleonlieder der Manzoni, Hugo und Béranger liest, sondern daneben auch in Scotts Darstellung und den Bourrienneschen Memoiren<sup>292)</sup> die Kehrseite der napoleonischen Geschichte sorgfältig betrachtet, so hat doch auch der jüngere Heine nicht ganz allein die parteiische Jury von St. Helena zu Rate gezogen. Auch bei Frau von Staël hat er wenigstens angefragt und aus ihren Werken freilich nur herausgelesen, daß sie in ihrer einseitigen Herbeheit „doch nichts anders sagt, als daß der Kaiser kein Mensch war wie die andern und daß sein Geist mit keinem vorhandenen Maßstab gemessen werden kann“<sup>293)</sup>.

Nein, kein Mensch wie die andern, sondern nach Heine — ein Gott! Bei dem Vergleich der französischen mit den homerischen Helden (an der Ségurstelle) hat der Dichter erklärt, daß er ihn nur wegen seiner äußeren Herrscherstellung mit Agamemnon vergleiche, im übrigen trage der Held den „Olymp des Gedichtes“ in seinem Haupte. Aber er hat sich noch unzweideutiger ausgesprochen:

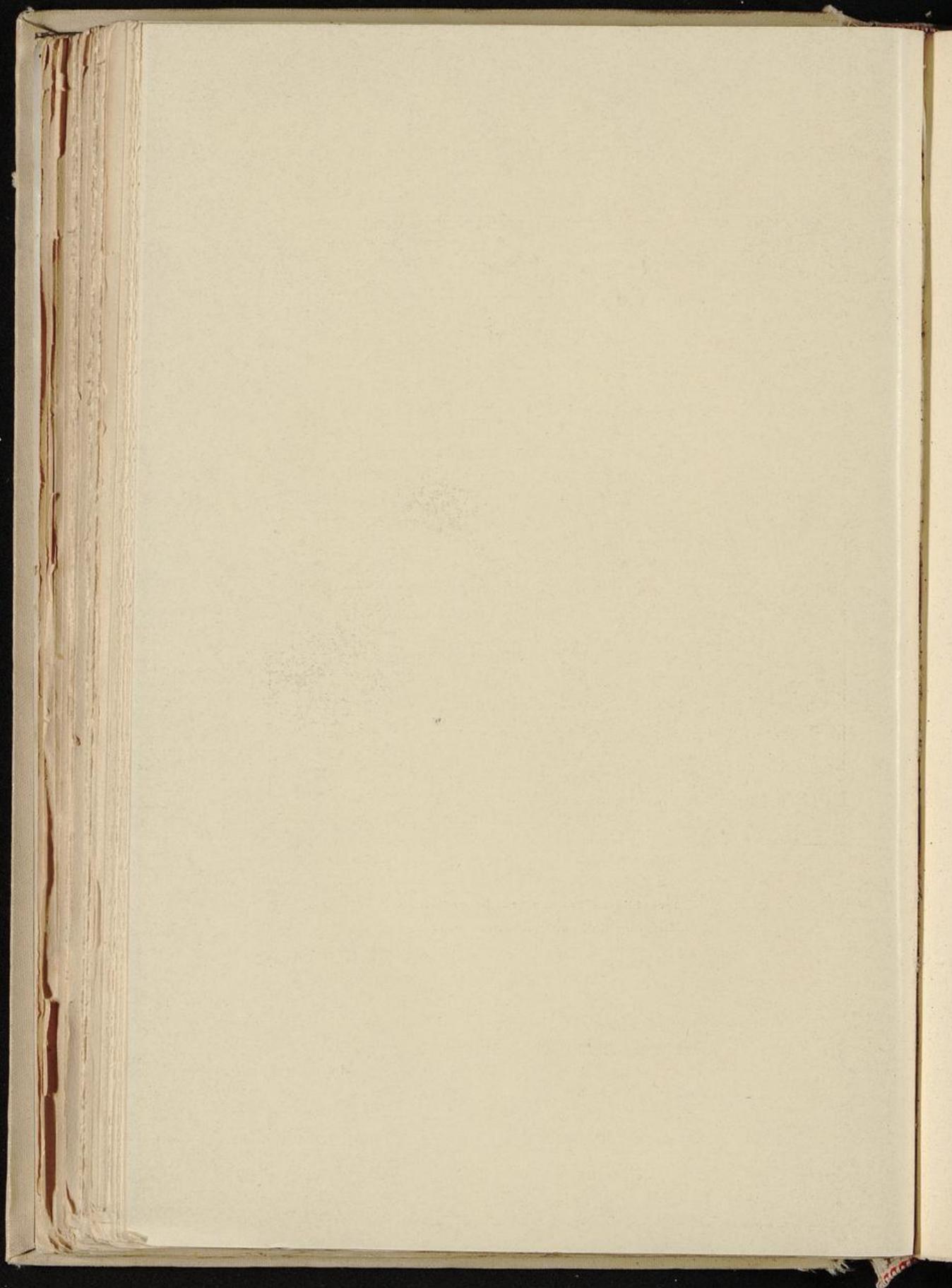
„Wir sehen, wie das verschüttete Götterbild langsam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdschlamm, die man von ihm abnimmt, wächst unser freudiges Erstaunen über das Ebenmaß und die Pracht der edlen Formen, die da hervortreten, und die Geistesblitze der Feinde, die das große Bild zerschmettern wollen, dienen nur dazu, es desto glanzvoller zu beleuchten“<sup>294)</sup>.

Ein Götterbild! Ich habe mir einen andern Platz für die Besprechung des Vorwurfs ausersehen, der gegen Heine wegen dieser und einer Reihe ähnlicher Ausdrücke erhoben worden ist, deren Tatsächlichkeit nicht bestritten werden kann.

Auf jeden Fall darf man ihm nachrühmen, daß er nicht bei der leeren Göttlichkeitsphrase stehen geblieben ist, sich vielmehr bemüht hat, über das Wesen dieses „Gottes“ Rechenschaft abzulegen. Es geschieht an der merkwürdigen Stelle, wo er Napoleon den Geist der Synthese zuschreibt, den in mehr oder minder hohem Grade jeder



Der Dichter des Le Grand.  
Jugendbild Heines aus dem Jahre 1827.  
Nach einer Radierung von Ludwig Grimm.



Künstler besitzt<sup>295</sup>), im letzten und höchsten aber der Welterschöpfer, als persönliches Wesen gedacht, besitzen muß:

„Ein solcher Geist ist es, worauf Kant hindeutet, wenn er sagt: daß wir uns einen Verstand denken können, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besonderen geht, das ist, von dem Ganzen zu den Teilen. Ja, was wir durch langsames analytisches Nachdenken und lange Schlußfolgen erkennen, das hatte jener Geist im selben Momente angeschaut und tief begriffen. Daher sein Talent, die Zeit, die Gegenwart zu verstehen, ihren Geist zu kajoieren, ihn nie zu beleidigen und immer zu benutzen“<sup>296</sup>). Hieraus erklärt sich nun der Dichter die Größe des napoleonischen Wirkens: er handelte „beständig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barsch, immer ruhig milde. Daher intriguierte er nie im einzelnen, und seine Schläge geschahen immer durch seine Kunst, die Massen zu begreifen und zu lenken.“ Wenn das nicht Heine geschrieben hätte, hätte es wohl Goethe schreiben können. Und wirklich hat dieser Ähnliches gesagt. Die auffallendste Parallelstelle scheint mir folgende zu sein: „Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird“<sup>297</sup>).

So herrscht schrankenlose Bewunderung des Helden in dem Büchlein, das des Dichters Weilen in den Dünen des meerumbrausten Eilands Norderny verewigt. Eine verwandte Luststimmung lagert auch über dem Buche, das er einer der beiden holden Frauen zu eigen gab, über deren Namen heute die Gelehrten streiten und in das er mit prächtigem Humor, der ein wiederholtes Lesen zum stets erhöhten Genuße macht, einen Teil seiner Lebensgeschichte verflochten hat.

Wohl selten hat ein deutscher Professor eine größere Torheit geredet als Treitschke, da er sich einfallen ließ, dieses demantshimmernde Capriccio das „häßliche Buch Le Grand“ zu titulieren<sup>298</sup>). In der Wirrnis der Heineschen Liebeschmerzen mit Gangesphantasieen, ironischen Selbstmordgedanken und verzauberten Nachtigallen eröffnet sich

wie in Dornröschens Hag eine lachende Landschaft: des Dichters Jugend<sup>299</sup>), im Hintergrunde Alt-Düsseldorf mit seinem wüsten Schlosse, unter dessen verwitterten Fenstern die Originale des Fopfzeitalters, der lange Schneider Kilian, der krumme Gumperz und der kleine Baron, vorüberspazieren. Da verschwindet mit einem Male die kleinstaatliche Herrlichkeit von Berg und Pfalz; das kurfürstliche Wappen wird abgenommen — dem Knaben Heine ist zu Mut, als wenn man den lieben Mond selber vom Himmel herunternähme — und am andern Tage hält das „freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog“, seinen Einmarsch in eine der alten Burgen des verstorbenen deutschen Reiches. Der Knabe versteht noch nichts von dem, was um ihn vorgeht. „Man will uns glücklich machen, und deshalb ist heute keine Schule“, so lautet seine kindliche Erklärung der Proklamation des neuen Großherzogs Joachim Murat.

Aber die Schule ging wieder an, und sie war auch unter dem neuen Regimente für Harry Heine nicht immer angenehm. Doch hat dieser eine interessante Jugendfreundschaft geschlossen mit einem kleinen französischen Tambour, der ihm die Kriegstaten des großen Kaisers vortrommelt, den Zug über die Alpen, den schon früh von der Sage verherrlichten Auftritt an der Brücke von Lodi, den Kaiser im grauen Mantel bei Marengo, hoch zu Roß in der Schlacht unter den Pyramiden, bei Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram.

Das getrommelte Epos verwandelt sich in ein Drama. Zeit: 1811, Sonnenhöhe des Empire, dessen Herrscher seine zweite Rheinreise angetreten hat und in dem Städtchen an der Düffel seinen Einzug halten wird. Der Vorhang rollt auf. Vor des Jünglings Augen wird es, wie einst zur Knabenzeit, wieder „sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor“, und durch sie reitet der Kaiser, der doch wissen mußte, daß mitten durch die Allee zu reiten bei fünf Taler Strafe verboten war! Verrät dieser kleine parodische Zug nur den Gegensatz zwischen dem die Welt auf den Kopf stellenden, rücksichtslos genialen Manne und der kläglich Ohnmacht umwohnender Sedezürsten und ihrer polizeifrommen Untertanen, so hat der Dichter diesen Gegensatz in dem Sinne der in der „Nordsee“ gesprochenen Worte, „daß der Kaiser kein Mensch war wie die andern“, vertieft und erweitert. Selbst die feineren und feinsten Striche der Schraffierung scheinen diesem Zwecke zu dienen. Napoleon erscheint als ein völlig apartes Wesen, dem sich alles beugt, vor dessen Wimperzucken alles sich ins Nichts verflüchtigt. Zwar hat er nur eine scheinlose, grüne Uniform und das welthistorische Hütchen.

Er trägt ein kleines Hütchen,  
Er trägt ein einfach Kleid,

während sein Gefolge, mit Gold und Geschmeide belastet, auf schnaubenden Rossen hinter ihm herreitet. Aber wo er vorbeikam, „beugten sich die schauernden Bäume vorwärts, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub.“ Ähnlich ergeht es den Menschen: denn „diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Klerisei hatte ausgeklingelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römische Reich tanzte.“

Aber es war nicht allein die Macht über reale Dinge, welche der Dichter in dem Auge des Gewaltigen sah; dieses Auge „konnte lesen im Herzen der Menschen, es sah rasch auf einmal alle Dinge dieser Welt, während wir anderen sie nur nacheinander und nur ihre gefärbten Schatten sehen.“ Das war wieder das intuitive Denken Kants, das der Dichter der „Nordsee“ seinem Helden nachgerühmt hatte.

Trotz der Temperaturhöhe der Begeisterung sind es aber doch nicht die Phrasen eines Schwärmers, was wir da hören, sondern Beobachtungen, die bis auf einen gewissen Grad sogar die exakteste Forschung mit ihrem Stempel beglaubigt hat.

Die Schärfe der Beobachtung tritt vorzüglich in der Wiedergabe der äußeren Erscheinung Napoleons zu Tage: Es ist eines der vollendetsten Bilder, das Augenzeugen gezeichnet haben, unverkennbar getreu bis auf geringfügige Einzelheiten, das „weiße Rößlein“, die nachlässige Haltung des Reiters, die „sonnig-marmorne Hand“ mit dem bekannten feinen Schnitt, das klare Auge, über dessen Schönheit die Zeitgenossen — vorurteilslose Zeitgenossen — einig waren, wenn auch merkwürdigerweise über die Farbe bis auf den heutigen Tag unter den Napoleonforschern hin- und hergestritten wird. Vor allem hat Heine den antiken Charakter der Erscheinung voll gefaßt und wunderbar wiedergegeben: „Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edel gemessen wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir.“ Diese Plastik, die, wie schon früher bemerkt, seine Darstellung von den Schilderungen eines Immermann oder Zedlitz haarscharf unterscheidet, ist um so merkwürdiger, als Heine, der es nun einmal nicht lassen kann, in Traumbildern zu schwelgen, später auch dieser Begegnung den Charakter eines Traumes zu geben für gut fand:

„Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Zeitgenossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung“<sup>300</sup>). Der Gedanke war übrigens nahelegend.

Denn wie eine feurige Rakete hell erstrahlend, aber rasch versinkend, zog das Meteor vorüber.

L'astre du jour abandonne les cieux,

sang Béranger. Der „Gott“, auf dessen Gesichte geschrieben stand: „Du sollst keine Götter haben außer mir“, war ein sterblicher Gott. „Der Kaiser ist tot“, beginnt ein neues Kapitel des „Le Grand“. „Auf einer öden Insel des Indischen (!) Meeres ist sein einsames Grab, und er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen lassen und ein frommes Bächlein wehmütig klagend vorbeirieselt. Es steht keine Inschrift auf seinem Leichensteine; aber Kliio, mit dem gerechten Griffel, schrieb unsichtbare Worte darauf, die wie Geistertöne durch die Jahrtausende klingen werden“<sup>301</sup>).

In der Findung der Gedanken mag Heine hier vielleicht etwas weniger originell erscheinen als in dem, was er uns bisher über den Kaiser gesagt hat. Die jämmerliche Kleinheit des verlassenen Grabes und die Trauerweiden gehören zu den Dingen, die sich längst einen Gemeinplatz in der Literatur erobert hatten<sup>302</sup>). Doch vermochte nicht jeder Poet sie zu einem so wirkungsvollen Ensemble zu verschmelzen, wie der Verfasser des „Le Grand“.

Auch der Gedanke, daß der ungroßmütige Feind dem berühmten Soldaten die Grabinschrift versagte und Kliios Griffel unsichtbare Worte auf den leeren Stein schreiben werde, war nicht fernliegend und ist, vor und nach Heine, auch von andern ähnlich ausgesprochen worden<sup>303</sup>). Selbst die Prophezeiung, daß St. Helena das „heilige Grab“ sein werde, „wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Taten des weltlichen Heilands“, war nicht mehr ganz neu, und Viktor Hugo hatte von der Geburts- und Sterbinsel Napoleons gesungen:

Hier wird sein Name mächtig schallen,  
Zu diesen düstern Inseln wallen  
Einst staunend alle Völker hin.

Die blitzerzschlagnen Felsentürme,  
Die Klippen rings, die wilden Stürme  
Sind nur Erinnerung an Ihn<sup>304</sup>).

Aber an eigentliche Entlehnung ist, von dieser letzten Stelle vielleicht abgesehen, nirgends zu denken<sup>305</sup>). Das mehreren Dichtern Gemeinsame gehört wieder zu dem Stapelgut von Ideen und Bildern, die wir schon bei Napoleons Tode um seine Gestalt aufgehäuft sahen und aus deren Schatze jeder nehmen mochte, was ihm beliebte. Ja, es ist kein Tadel, sondern eher ein Lob für den Poeten, wenn er sich recht viel daraus zu eigen machte. Zumal wenn er den wertvollen Rohstoff so reizvoll zu gestalten weiß wie Heine.

Auch den Fluch gegen England, den so viele vor und nach ihm ausgesprochen, keiner hat ihm klangvollere Worte verliehen als der Düsseldorfer Jude: „Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der große Tote dir sterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hudson, nein, du selbst warst der sizilianische Häschler, den die verschworenen Könige gedungen, um an dem Manne des Volks heimlich abzurächen, was das Volk einst öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte. — Und er war dein Gast und hatte sich gesetzt an deinen Herd —“<sup>306</sup>).

Schritt für Schritt kann man hier die Aufnahme von Vorstellungen verfolgen, die aus der St. Helenaliteratur stammen. Die Beschuldigung des gebrochenen Gastrechts, die uns schon in den ersten Schriften derselben begegnete und deren Berechtigung Heine sogar aus dem Buche des englischen Kapitäns Maitland heraus las, findet sich häufig im Mémorial und steht bei O'Meara auf jeder zweiten Seite zu lesen. Napoleon liebte es, ihr die Wendung zu geben, die er schon bei seiner Gefangennahme in dem Briefe an den Prinzregenten von England gebraucht hatte und die auch Heine in fast unveränderter Fassung nachgeschrieben hat. So sagt der kranke Kaiser am 19. April 1821 zu dem ihn besuchenden Doktor Arnott: „Ich wollte mich an dem Herde des britischen Volkes niedersetzen, ich verlangte eine gesellige Gastfreundschaft . . .“<sup>307</sup>). Unter den häufigen und oft recht cholерischen Ausfällen des Gefangenen gegen den erbärmlichen Lowe, die dessen Feind O'Meara sorgfältig notiert hatte, findet sich auch geradezu der Ausdruck: Sbirre (Häschler). „Dieser Mensch“, sagt Napoleon von Sir Hudson, „ist gut für einen capo di sbirri, aber nicht für einen Gouverneur“<sup>308</sup>). Und in jenem Gespräch mit Dr. Arnott vermacht der Todkranke „die Schande und Abscheulich-

keit seines Todes der regierenden Familie von England" (je lègue l'opprobre et l'horreur de ma mort à la famille régnante d'Angleterre)<sup>309</sup>).

Diese Kontrolle des Dichters auf seine Quellen setzt außer Zweifel, wie wortgetreu, freilich auch wie kritiklos er ihnen gefolgt ist. Er ist eben wieder als Poet verfahren, indem er gerade solche Dinge in seine Darstellung aufnahm, die, objektiv betrachtet, auf der kaum findbaren Grenzlinie zwischen Wahrheit und Unwahrheit standen, von der Legende aber um so begieriger aufgegriffen wurden, als sie auf Gemüt und Einbildung in starker Weise einwirkten. Wenn man so will, gehört auch die Bezeichnung Napoleons als des „weltlichen Heilands“ hierher, die, wie die Vergöttlichung des Kaisers auf der einen Seite geradezu einer Volksvorstellung entsprach, aber doch durch die Kühnheit, mit welcher der Dichter hier ein Mysterium der christlichen Religion berührte, und besonders durch die späteren Ausmalungen der „Passion“ von Longwood so manchen Anstoß erregte.

Wenn Heine den Kaiser im allgemeinen einen Gott, einen Kollegen der Götter oder ein Götterbild nannte, so wurde das auch von den in der Sache Andersdenkenden weniger unangenehm empfunden, und nur etwa der gute Pfizer, der zehn Jahre später wider den ihm weit überlegenen Gegner den ungeschickten „Schwabenstreich“ seiner bekannten Rezension in der „Deutschen Vierteljahrschrift“ führte, mochte sich darüber entrüsten<sup>310</sup>). Heine konnte sich hier auf zahlreiche seiner Genossen vom deutschen und französischen Parnass berufen, Béranger, Nerval, Goethe, später Ortlepp und viele andere, welche die zur Kaiserzeit im Ernst gewagte Gleichstellung des Herrschers der Erde mit dem Weltenherrscher im Sabelreich der Poesie wieder aufleben ließen<sup>311</sup>).

Aber die „Blasphemie“ mochte da schlimmer erscheinen, wo sie sich nicht an „Götter“, die sich zur Not als heidnische Götzen interpretieren ließen, sondern ganz unverhüllt an den Christengott wendet. Ob es nun von Heine, unter den Verhältnissen, in denen er sich befand, gerade taktvoll war, in der von ihm beliebten Weise mit den Geheimnissen eines Kultus zu spielen, zu dem er unlängst erst übertreten war, gewiß, darüber ließe sich streiten. War doch das, was man „Takt“ nennt, ohnedies nicht seine allerstärkste Seite!

Übrigens lag der Christusvergleich aus einem doppelten Grunde nicht fern. Denkt man an die durch Napoleon tatsächlich vollzogene Ausbreitung der auf eine Befreiung der Menschheit abzielenden Revolutionsideen und zugleich an sein Ende auf der Felseninsel,

den Kalvarienberg von St. Helena, wie ihn die Franzosen nennen, so darf der Vergleich, künstlerisch wenigstens — da aber auf alle Fälle — zu den erlaubten gezählt werden.

Und wirklich ist auch, besonders zu einer Zeit, die die poetische Hyperbel freigebiger verwendete als die Gegenwart, ein reichlicher Gebrauch davon gemacht worden. So wirft Darnhagen dem General Savary, Herzog von Rovigo, mit dem er in Berlin bei Mendelssohns zusammengetroffen, seinen einseitigen Bonapartismus vor und macht sich darüber lustig, daß er Napoleon als einen „hingepferten Christus“ der liberalen Ideen angesehen hätte<sup>312</sup>). Auch Alexandre Dumas erlaubt sich das kühne Bild<sup>313</sup>), und Guzkow erzählt in einem Aufsatz über die Napoleoniden, daß Mutter Lätitia die „Maria des neunzehnten Jahrhunderts“ genannt worden sei<sup>314</sup>). Beim Tode der alten Heldennutter konnte ein französischer Dichter schreiben<sup>315</sup>):

Et on lui refusa cette faveur dernière  
D'accompagner son fils à son lointain Calvaire,  
Cette autre mère des douleurs!

So stand also Heine auch in dieser Hinsicht keineswegs allein, wenn er auch in den ausgearbeiteten Einzelvergleichen, die er sich öfter erlaubt, über die andern nicht unwesentlich hinausgeht.

Im „Le Grand“ geschieht das eigentlich noch nicht; hier schließt das St. Helenakapitel mit einer überraschenden Wendung, indem der Dichter, wie so oft in seiner zartesten Lyrik, plötzlich die Schellenkappe aufsetzt, um von dem „schrecklichen Schicksal“ zu erzählen, das die größten Widersacher des Kaisers getroffen: „Londonderry hat sich die Kehle abgeschnitten, Ludwig XVIII. ist auf seinem Throne versaut, und Professor Saalfeld ist noch immer Professor in Göttingen“. Eine recht glückliche Eingebung des Humoristen, der durch einen Akt der poetischen Gerechtigkeit den Leser über das Ende des Kaisers trösten will, indem er nun auch von der Strafe erzählt, welche die nach seiner Auffassung schlimmsten unter den bösen Feinden seines „Heilands“ betroffen: Londonderry (Castlereagh), den englischen Minister, der ihn zu Tode gequält, den kaltherzigen Bourbonen, der die Blume des kaiserlichen Heeres geknickt, den Marschall Ney hatte erschießen lassen, endlich den gelehrten Göttinger Banaußen, für dessen literarische Ungezogenheiten der Dichter sich keine schlimmere Buße ausdenken kann, als daß er in dem Pedantennest an der Leine seine schale Weisheit den hannoverschen Junkern, Hunden und Studenten weiter dozieren muß. Nebenbei bemerkt, auch den Professor Saalfeld hat

später ein im eigentlichen Sinne schreckliches Schicksal getroffen: er ist geisteskrank geworden.

Die Klage um den gefallenen Helden hat bekanntlich der Dichter nur zu einem Teile selbst ausgesprochen, zum andern hat er sie seinem Le Grand in den Mund oder vielmehr in die Trommel gelegt. An dieser getrommelten Weltgeschichte haben schon zur Zeit ihres Erscheinens manche Kritiker, hat auch Heines Vetter Hermann Schiff Anstoß genommen<sup>316</sup>), eine Frage der Ästhetik, die uns hier nicht weiter groß interessiert.

Von höchster Bedeutung ist hingegen, daß Heine in dem Buche, das er wie einen erleuchtenden Blitz in die Sticlucht der „seichten servilen Zeit“ hineinschleuderte, Napoleon diese Stellung eingeräumt hat. Die ungeheure Wirkung der „Reisebilder“, die Schmidt-Weißensfels in seinem Büchlein über Heine mit so drastischem Humor schilderte<sup>317</sup>), ist eines der bekanntesten und meistbesprochenen Ereignisse der Literaturgeschichte. Selbst von denen, die im gegnerischen Lager standen, wurden sie gierig verschlungen. Auch der zweite Band, der das „Buch Le Grand“ enthielt, erregte beispielloses Aufsehen. Elster hat mit der Umsicht und Sorgfalt, die seine Arbeiten auszeichnet, eine Anzahl von Belegen dafür zusammengestellt, auf die ich mich hier beziehen darf<sup>318</sup>), und Heine selbst konnte sich auf der späteren Reise nach München davon überzeugen, daß er und sein Tambour Le Grand mit einem Schläge berühmte Leute geworden waren.

Dieses trotz seines geringen Umfangs welterschütternde Buch trägt nun aber zwei Titel, von denen bisher erst immer nur der eine genannt wurde. Es heißt auch „Ideen“. Eben jene Ideen der Freiheit und Gleichheit sind das, von denen schon so oft die Rede gewesen. Und nun — der Kernpunkt der Sache — als den Träger dieser Ideen, seiner, des Dichters, Ideen hat Heine den Napoleon dargestellt, so klar und unzweideutig, daß man, um mit einem der gangbarsten Begriffe unserer literarischen Neuzeit zu operieren, seine Gestalt und sein Auftreten geradezu als Symbolismus bezeichnen kann<sup>319</sup>). Wer darüber noch irgendwie im Zweifel sein sollte, darf nur einen wenige Zeit später an Varnhagen gerichteten Brief zur Hand nehmen, worin Heine seinen Helden als den „Mann der Idee, den ideegewordenen Menschen“ bezeichnet<sup>320</sup>). Dieser für seine damalige Stellung zu Napoleon äußerst wichtige Umstand verdient unvergessen zu bleiben, um so mehr, als die weitere Entwicklung der Ansichten des Dichters uns nötigen wird, noch öfter darauf zurückzukommen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Kühnheit, mit der ein kaum dem Jünglingsalter Entwachsener der nach einem Idol verlangenden Welt dieses, noch dazu in der denkbar originellsten Beleuchtung des Humoristen, vorzustellen wagte, neben der jubelnden Zustimmung der Gleichgesinnten auch den Widerspruch der Andersdenkenden herausfordern mußte.

Selbst Heinrich Laube, damals und noch zu späteren Zeiten in vielen Dingen ein Gesinnungsgenosse unseres Dichters, der dem kleinen schwarzen Tambour Le Grand das schwache Schattenbild seines Elsfässer Kavalleristen Gardy nachzuzeichnen wagte, gesteht: „Heine gegen Ende der zwanziger Jahre mit seinem Preise Napoleons in den Reisebildern und Gedichten hat mich höchlich damit überrascht“<sup>321</sup>). Das Befremden über die Worte wird schwinden, wenn man bedenkt, daß sie wie die folgenden Äußerungen aus Norddeutschland stammen, wo der Dichter des „Le Grand“ recht eigentlich bahnbrechend wirkte und das Feuer seines Enthusiasmus eine starke Eisrinde zu schmelzen hatte, ehe eine freundlichere Auffassung des noch immer gehaßten Gegners Platz greifen konnte.

So war es auch in Hamburg. Heines Vetter Hermann Schiff, der, wie wir hörten, gegen das literarische Getrommel im „Le Grand“ sein Bedenken hatte, fand nicht nur in ästhetischer Beziehung an dem wunderbaren Buche allerlei auszusetzen. „Dein großer Kaiser ist über alle Maßen bewundernswert,“ sagte er zu dem Dichter, „aber nicht jeder kann ihn lieben und verehren — zumal der Hamburger nicht, dem Davouts Schreckensregiment zu gut in der Erinnerung lebt“<sup>322</sup>). Ebenso wenig war der Berliner Ludwig Robert mit dem excentrischen Napoleonkultus des Freundes zufrieden, wenn es mir auch nicht recht glaubhaft erscheinen will, daß die Verherrlichung des Franzosenkaisers in dem zweiten Band der „Reisebilder“ der Grund für die spätere Erkaltung des Verhältnisses zwischen beiden Männern gewesen sein soll<sup>323</sup>). Jedenfalls hat sich Robert in der kecken Plauderei, die er über Heines Buch schrieb und in der er dessen Stil humoristisch nachahmte<sup>324</sup>), über diesen Kultus in einer für den Helden wie für seinen Dichter gleich wenig schmeichelhaften Weise ausgesprochen. „Sie haben . . . keine Idee von Politik,“ heißt es darin, „sonst würde ich Sie aufmerksam machen auf den überschwenglichen Hymnus, den mein Heine seinem Napoleon singt. Hier wird das Kleinste groß, die Selbstliebe Demut, die Demut Anbetung und die Anbetung Religion, die ihren Beweis nur in sich selbst hat.“ Der Kritiker führt dazu eine Stelle aus Novalis an, die

für seine Anschauung zu bezeichnend ist, um nicht hierhergesetzt zu werden: „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens. Es ist das Maximum des Barbaren und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur, gerade unter den größten Schwächlingen, sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tiergeiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat.“

Auch die gut preußische halle'sche „Allgemeine Literatur-Zeitung“ macht bei mancher sonstigen Anerkennung dem Verfasser des „Le Grand“ gerade die übermäßige Lobpreisung des französischen Kaisers zum Vorwurf: „So werden auch die meisten Deutschen, für die doch der Verfasser schreibt, nicht in sein unmäßiges Lob Napoleons und in seine Elegie über das Schicksal desselben einstimmen können: Denn wenn dieser Komet auch um seiner Größe willen bewundert werden muß, so wird sich doch das erquickende Gefühl des freieren Aufatmens bei seinem Verschwinden nicht verleugnen“<sup>325</sup>). Umgekehrt hatten einem Kritiker der „Leipziger Literatur-Zeitung“ neben den Urteilen über Goethe gerade die Abschnitte über die Kaisergeschichte in der Nordsee und im „Le Grand“ gefallen: „Besonders sind . . . die kühnen Gedanken über Napoleon und die vier Hauptschriftsteller über ihn: Maitland, O'Meara, Las Cases und Antommarchi, die Ansichten über Ségur und W. Scott, die Schilderung von Düsseldorf und dem kleinen Tambour Le Grand, der auf seiner Trommel dem Dichter die Geschichte lehrte, fast eben so viele Sprühtüfel, als sich Gedanken darin finden. Ein Meisterstück ist das Bild, wie der Kaiser in Düsseldorf erscheint und . . . die Totenklage über den gefallenen Helden“<sup>326</sup>).

Heine selbst hatte bekanntlich den Erfolg seines Buches, dem er eingeständenermaßen mit Herzklopfen entgegenseh, in Deutschland nicht abgewartet, sondern war am Tage des Erscheinens nach Britannien abgefegelt, nach jener Britannia, die er soeben als die Mörderin Napoleons verwünscht hatte und deren politisches Leben ihn gleichwohl mächtig anzog.

Nach seiner Rückkehr hat er sich aufs neue Hoffnung gemacht, in Deutschland, speziell in Preußen, eine Staatsstellung zu erlangen<sup>327</sup>). Ich erwähne die bekannte Tatsache, da die Abneigung des reizbaren Mannes gegen Deutschland, das politische Deutschland, dadurch abermals eine Steigerung erfuhr, die uns hier nichts anginge, hätte sie nicht dem Dichter jene schrillen Accente gegen die Feinde des Kaisers eingegeben, die uns noch begegnen werden und die schon im

„Le Grand“ deutlich vorklingen. Nebenbei gesagt, man kann die Naivetät des Mannes bewundern, der nach derartigen von der andern Seite durch keine persönliche Kränkung veranlaßten Invektiven noch auf eine Anstellung in einem Staatswesen hoffen konnte, das er so schonungslos angegriffen. Man müßte denn mit ihm daran glauben, daß die preußische Regierung sich doch am Ende hätte bereit finden lassen können, diese gefährliche Feder für den eigenen Dienst zu gewinnen. Auch der aufrichtigste Freund des Dichters wird begreifen, daß sich dieser Gedanke nicht verwirklichen konnte, ganz abgesehen davon, daß der Stellensuchende für die von ihm erstrebte Verwendung eine klassische Unbrauchbarkeit mitbrachte.

Ein neuer Abschnitt in Heines Leben beginnt mit seiner Übersiedlung nach München, jenem München, das Treitschke nicht ganz mit Unrecht als ein „Hauptnest“ des deutschen Bonapartismus bezeichnet hat.

Daß man in Süddeutschland, ähnlich wie in den Rheinlanden, dem Andenken des Kaisers Napoleon wesentlich anders gegenüberstehen mußte als im Norden und vor allem in dem schroff feindlich gesinnten Preußen, ist selbstverständlich. In manchen Hofkreisen war man und konnte man denn doch nicht ganz ohne Empfindung für den Mann sein, der Königskronen und volle Souveränitäten geschenkt, in den Heeren lebte die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft der Rheinbundzeit fort, das Volk wußte dem gestürzten Kaiser Dank für die Erlösung aus so manchen drückenden Fesseln, die während der Zeit der Verbindung mit Frankreich und nicht ohne den Einfluß der Revolution und des Empire gefallen waren. Das gilt besonders von Bayern und den Reformen unter Maximilian Joseph und dem Ministerium Montgelas. Da nun zugleich in den Jahren 1815—30 gerade in Süddeutschland der Liberalismus am kräftigsten sich entfaltete, jedenfalls am erfolgreichsten auftrat, und da hier die alten Bonapartisten und die Konstitutionellen noch durch ein zweites gemeinsames Band, den Widerwillen gegen die Großmächte, verbunden waren, so ist es kein Wunder, wenn jenseits der Maingrenze ein liberaler Bonapartismus in einer besonderen Legierung, durchsetzt nämlich mit dem Gedanken einer sogenannten deutschen Trias, eines Bundes der Südstaaten neben den Großmächten Österreich und Preußen, zu Tage trat.

Typische Gestalten aus den Kreisen süddeutscher Napoleonverehrer waren: in Hessen der als Militär namhafte Prinz Emil, in Württemberg der durch seine kavalleristischen Werke bekannt gewordene Generalmajor Graf von Bismark und der früher erwähnte Kriegs-

minister General von Hügel. In Bayern gehörte Graf Christoph von Aretin dazu, der 1809 durch sein im rheinbündlerischen Sinne geschriebenes Werk „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner in Deutschland“ den Zorn Arnolds erregt hatte und der nach 1815 gegen diesen und Görres in der partikularistischen Zeitschrift „Allemannia“ erbitterte Federkämpfe führte.

Aretin war damals schon tot; auch Eugène Beauharnais, der unter dem scheinlosen Titel eines Herzogs von Leuchtenberg in München gewohnt und, wie seine längere Zeit in Augsburg lebende Schwester Hortense, mancherlei Verbindungen unterhalten hatte, die von den österreichischen und preußischen Staatsmännern mit Argwohn betrachtet wurden, auch er war seit einigen Jahren zum großen Heere versammelt. Aber noch immer lebten Kaisererinnerungen und -sympathieen in der Stadt an der Isar, neben deren mittelalterlichen Häuserhaufen Max Josephs Nachfolger, der kunstschwärmende „Ludwig von Bayern“, soeben seine Renaissancepaläste pflanzte. Er selbst, ein fürs Deutschland begeisterter Mann, war weitherzig genug, seinen einstigen Kameraden von der großen Armee, den unter des Imperators Fahnen in Rußland gefallenen dreißigtausend Bayern, ein Denkmal in den Mauern Münchens nicht zu weigern.

Der Bonapartefreund Heine aber kam vor die echte, rechte Schmiede, als er, mit Friedrich Ludwig Lindner zusammen, in die Redaktion der Cottaschen „Annalen“ eintrat, der einst von dem Badenser Posselt begründeten „Europäischen Annalen“, die verschiedentlich den Namen gewechselt, jetzt „Neue allgemeine politische Annalen“ hießen und, namentlich seit 1821, wo Friedrich Murhard ihre Leitung übernommen hatte, eine ausgesprochen napoleonfreundliche Haltung zeigten.

So war auch der Aufsatz über Scott und Ségur — das Stück aus der „Nordsee“, von dem wir oben sprachen — in der Zeitschrift abgedruckt worden<sup>328</sup>). Mit seinem Mitredakteur Lindner, zu dem Heine bis auf kleine Differenzen in einem guten kollegialischen Verhältnis stand, leitete der Dichter des „Le Grand“ und der „Grenadiere“ die „Annalen“ in einem gleich napoleonfreundlichen Sinne weiter. Ein Blick in die zwei von beiden gemeinsam herausgegebenen Bände (Nr. XXVI—XXVII) des Journals wird hierüber belehren.

Das Register zu der Zeitschrift weist unter den darin aufgenommenen Beiträgen eine Reihe der später in den „Englischen Fragmenten“ vereinigten Arbeiten des Autors der „Reisebilder“ auf, unter ihnen die eigentliche Kritik von Scotts Life of Napoleon

Buonaparte<sup>329</sup>), mit deren Titel wir uns einstweilen begnügen wollen, um sie später genauer durchzugehen.

Auch andere Verehrer des französischen Kaisers sind in dem Journal vertreten; noch der letzte Aufsatz, den der Redakteur Heine darin aufnahm, heißt „Napoleon und Don Miguel“, und sein Verfasser gibt sich die ziemlich überflüssige Mühe, einen Vergleich zwischen diesen wirklich inkommensurabeln Größen abzuweisen.

Ein höheres Interesse verdient der Umstand, daß in dieser napoleonfreundlichen Zeitschrift auch Wolfgang Menzel auftritt, den später ein Witzwort Börnes zum „Franzosenfresser“ par excellence getauft hat. In den zwanziger Jahren war er noch nicht so gierig auf dieses Gericht versessen, und auch sein wilder Judenhafß hat sich, beiläufig bemerkt, in dem Teutonischsten aller Burschenschaftler erst später entwickelt<sup>330</sup>). Selbst auf den „eisernen Völkertyrannen“, wie er ihn später genannt hat, war er damals noch gar nicht so schlecht zu sprechen, wie der Ton seines „Literaturblattes“ beweist, in dem er erst seit der Mitte der dreißiger Jahre — von da an aber recht gründlich — alle irgendwie Napoleon günstigen Schriften herunterreißt<sup>331</sup>). Ein lehrreiches Beispiel seiner früheren Gesinnung bieten gerade die in den „Annalen“ veröffentlichten „Politischen Grillen“<sup>332</sup>), welche Sätze enthalten, die, was die Stellung zu Napoleon anbelangt, ebenso gut Heine oder auch Goethe hätte schreiben können, der von Menzel so angefeindete und verlästerte Goethe. „Es war das Schönste von Napoleon,“ heißt es dort, „daß er nie stille stand, sondern immer senkrecht in die Höhe stieg. Er wollte nirgends bleiben, nichts behalten. Ihm war nichts zu gering, es zu gebrauchen, aber alles zu gering, es zu behalten, dabei zu verweilen.“ Und gleich darauf läßt sich der „Franzosenfresser“ sogar zu dem Geständnisse verleiten: „Als Napoleon Europa überwand, war es Napoleon, den wir bewunderten; als ihn Europa überwand, war es wieder Napoleon, den wir bewunderten“<sup>333</sup>). Das und noch manches Ähnliche steht da zu lesen; man begreift, daß der Menzel von 1828 neben dem Heine von 1828, der ihn auch erst kürzlich in seinem Stuttgart besucht hatte, immerhin noch ganz gut leben konnte.

Hier und da kommt in einem der Annalenaufsätze auch einer jener radikaleren Geister zum Worte, die wie Börne mit dem General und Konsul Buonaparte gern gegangen waren, aber am Portal der Notre-Damekirche, wo der erste Mann der Republik zum Kaiser gekrönt wurde, ihrem Beifall halt geboten hatten. So der Verfasser einer Abhandlung „Paraphrase einer Stelle des Tacitus“, in der von

Napoleon mit Bedauern gesagt wird, daß er „den größten Ruhm, der größte Mensch des Jahrhunderts zu sein, um den, der größte Kaiser desselben zu werden, vertauschte“<sup>334</sup>). Das Wort ist beachtenswert, da wir ihm in etwas anderer Fassung bei Heine wieder begegnen werden.

„Die Tendenz sehen Sie wohl voraus“, hatte dieser an den Freund Varnhagen geschrieben, als er ihm die Nachricht von der Übernahme der Redaktion der „Annalen“ durch ihn und Lindner ankündigte<sup>335</sup>). Sie war in der Tat die des ausgeprägten liberalen oder demokratischen Bonapartismus süddeutscher Richtung.

In dieser Beziehung war Lindner ein passender Kollege. Wir sind dem merkwürdigen Kurländer — Lindner war 1772 in Mitau geboren —, der einen großen Teil seines nicht kurz bemessenen Lebens im politischen Parteikampfe verbrachte, schon mehrfach begegnet. Trotz seiner preußenfeindlichen Haltung war er ein Freund der von Heine so hochverehrten Rahel, die freilich gerade um diese Zeit den Dichter, wohl mit Hindeutung eben auf Lindner, vor der „Einflüsterung bonapartistischer Freunde“ warnte<sup>336</sup>).

Glühenden Bonapartismus zeigte dieser wirklich bei allen Gelegenheiten. So in seinem berühmten „Manuskript aus Süddeutschland“, dem 1820 erschienenen Programm des dortigen Partikularismus<sup>337</sup>). Ein unermüdlicher Freund und Gesinnungsgenosse, der nach Varnhagens Ansicht Lindners Enthusiasmus erst zur Siedehitze steigerte, war der Stuttgarter Professor F. K. Lebrecht (auch Le Bret geschrieben), Gelehrter, Journalist und Mitredakteur der „Allgemeinen Zeitung“<sup>338</sup>). Auch der Einfluß dieses merkwürdigen Mannes, der als Mensch einen vorzüglichen Charakter besaß, auf Heine ist unabweisbar. „Lebrecht“, schrieb der Dichter am 27. Februar 1830 an Varnhagen<sup>339</sup>) „ist mein Glaubensgenosse in Buonaparte.“ Bei Napoleons Tode hatten Lindner und Lebrecht in ihrem Garten dem Kaiser ein Denkmal errichtet. Bald darauf veranstalteten sie eine Ausgabe seiner Werke. Auch sonst übersetzten und edierten die Freunde mit zustimmenden Einleitungen und Anmerkungen allerlei Napoleonisches und Bonapartistisches<sup>340</sup>). So hatte Lindner eine deutsche Bearbeitung eines zu seiner Zeit vielgenannten Buches des Publizisten J. Ch. Bailleul<sup>341</sup>) herausgegeben, das sich gegen das berühmte Werk der Frau von Staël über die französische Revolution richtete und eine Menge von halbwayren, schiefen und ganz unrichtigen Behauptungen der glänzenden Schriftstellerin erfolgreich widerlegte. Bei den engen Beziehungen beider Männer liegt die Vermutung nahe, daß Heine,

vielleicht geradezu auf die Veranlassung seines Freundes, das Buch gelesen habe. Seine Abneigung gegen die geistprühende, aber äußerst temperamentvolle und subjektive Dame, von der wir noch zu reden haben werden, hätte dadurch verstärkt werden können. Aber leider habe ich mich — wenigstens bei einem einmaligen Durchlesen des Bailleulschen Werkes — nicht davon überzeugen können, daß Heine eine nähere Kenntnis des Buches besessen hat, das auch mit keiner Silbe von ihm erwähnt wird. Nirgends ist die Spur einer Einwirkung Bailleulscher Gedanken bei dem Dichter erweisbar; auch ist der französische Publizist, der, nebenbei bemerkt, nicht zu des Kaisers Anhängern gehörte, mit persönlichen Bemerkungen über diesen verhältnismäßig sparsam gewesen, während er sein Augenmerk ganz vorzugsweise gegen die politischen Erörterungen der Staël richtet. Die Übersetzung des Bailleul durch Lindner fand übrigens den großen Beifall Varnhagens, der sonst, wie wir wissen, mit dem Kurländer keineswegs immer einverstanden war.

Beide, Varnhagen und Lindner, fanden sich nun mit Heine in der Verurteilung eines Werkes über den Kaiser zusammen, durch dessen Herausgabe einer der damals berühmtesten Schriftsteller seine mühsam erworbene Stellung beispiellos gefährdete. Es ist das schon manchmal erwähnte „Leben Napoleon Buonapartes“ von Sir Walter Scott, das 1827 erschien und sofort von verschiedenen Seiten ins Deutsche übertragen wurde<sup>342</sup>). Von jeher war Scott ein höchst einseitiger Gegner der französischen Revolution und Napoleons gewesen. 1815 hatte er den Sieg von Waterloo in diesem Sinne verherrlicht. So war allerdings zu fürchten, daß die nationale Beschränktheit des Engländers über den Dichter den Sieg davontragen werde. Dazu kam die bedenkliche Art der Abfassung des Buches, die mit fabrikmäßiger Herstellung eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte.

Durch den Zusammenbruch zweier großen Geschäftshäuser, deren Teilhaber er gewesen, war der berühmte Romanschriftsteller in eine gewaltige Schuldenlast geraten. Er faßte den gewiß ehrenhaften, aber für seine Gesundheit wie für seinen Ruhm gleich verhängnisvollen Entschluß, die ungeheure Schuld — abzuschreiben, „und so entstand“, wie der unbarmherzige Spötter Heine sagt, „in hungriger Geschwindigkeit, in bankrotter Begeisterung das Leben Napoleons, ein Buch, das von den Bedürfnissen des neugierigen Publikums im allgemeinen und des englischen Ministeriums insbesondere gut bezahlt werden sollte“<sup>343</sup>).

Kaum war das Werk erschienen, als von allen Seiten ein Sturm des Unwillens und der Entrüstung losbrach. Nicht nur unter den

Franzosen, von denen der federfertige General Gourgaud, der allerdings persönlich angegriffen war, eine scharfe Widerlegung vom Stapel ließ<sup>344</sup>), während etwas später auch Ludwig Bonaparte, der ehemalige König von Holland, das Andenken seines Bruders gegen den großen Romancier verteidigte<sup>345</sup>). Auch die deutsche Kritik, durch Maßhaltung in internationalen Fragen ausgezeichnet, machte gegen den sonst so beliebten Dichter entschieden Front. Nur wenige wagten es, schüchtern für ihn eine Lanze einzulegen. Als der Bibliothekar Spiker in Berlin dies versuchte, fand er nach Varnhagens Versicherung gar keinen Anklang<sup>346</sup>), und auch eine Scott günstige Besprechung in den vielfach von recht unreifen Federn bedienten Leipziger „Blättern für literarische Unterhaltung“<sup>347</sup>) scheint unbeachtet geblieben zu sein, wogegen die Organe der süddeutschen Presse wie die Habichte über den unglücklichen Sir Walter herfielen, den sie unbarmherzig zerzausten. Aber auch ein Kritiker der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ der „in den Ton der Gehässigkeit und Verwerfung“ nicht einstimmen will, weiß in einer spaltenlangen Rezension an dem Werke fast nichts als Fehler zu entdecken<sup>348</sup>).

Fehler der schlimmsten Art. Denn der treffliche Historienmaler Scott hatte bewiesen, daß ihm zum Geschichtschreiber im ersten Sinne nicht mehr als alles fehle. „Mit kalter Ruhe“ äußerten sich, wie Heine schreibt, die Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“. Es war Varnhagen, der hier die Feder führte, und von einer nicht unbeträchtlichen Höhe herab — es ist eine von Varnhagens besten Kritiken — das Werk des schottischen Dichters betrachtete<sup>349</sup>). Bei der vornehmen Sprache, in der sich der Berliner Geheimrat äußerte, wirkte sein Urteil um so vernichtender. Die völlige Unfähigkeit Scotts, einen Charakter wie den Napoleons zu fassen und ihn auf die breite Basis einer allgemeinen Geschichtsbetrachtung zu stellen, wurde von Varnhagen überzeugend dargetan. Hierzu, zu der allgemeineren Geschichtsbetrachtung, fehlte dem Romanschreiber der historische Blick, und auch zu einer Biographie im engeren Sinne, wenn sie ein Bild Napoleons werden sollte, mangelten ihm die unerläßlichen staatswissenschaftlichen sowie jede Art militärischer Kenntnisse. Auch rügte der Rezensent die äußerst unkritische Benutzung eines kümmerlich zusammengelesenen Quellenmaterials, des Verfassers Stock-engländertum und eine matte, verworrene farb- und leblose Darstellung, die den Dichter Scott völlig verleugne. Soweit Varnhagen.

Hatte diesen in seiner Besprechung die Geheimratsmiene nicht verlassen, so greift Lindner, der das „Leben Napoleon Buonapartes“

in Menzels „Literaturblatt“<sup>350</sup>) besprach, zur Waffe schneidenden Hohmes. Scott hatte den freilich nahezu albernem Satz an die Spitze seines Buches gestellt: „Man wird finden, daß der Verfasser kein persönlicher Feind Napoleons ist.“ Dazu sagt Lindner: „Persönlicher Feind! Der Ausdruck ist lächerlich in Beziehung auf die Person des Sir Walter. Eine Fliege, die einen Elephanten stechen will, wird darum von keinem verständigen Menschen für einen Feind der Person des letztern angesehen werden.“ Nicht minder derb ist eine andere Stelle: „Napoleon gegen einen Walter Scott verteidigen, hieße den Shakespeare gegen einen Schikaneder oder Claren in Schutz nehmen.“ Das war der „schwer verhaltene Feuereifer“ Lindners, der auch in dieser Kritik seine der Heineschen Anschauung nahe verwandte Lieblingsidee, in Napoleon das schöpferische Genie zu sehen, „das den durch die Revolution beabsichtigten Verbesserungen die Krone aufsetzte“, deutlich aussprach und im übrigen den Gedanken, daß Scotts oder Napoleons — eigentlich aller beider — Ruhm in dem unseligen Buche zu dem äußern Zwecke der Befriedigung von Gläubigern in unverantwortlicher Weise eingeschlächtet werde, in anderen Worten, aber nicht minder deutlich zum Ausdruck bringt als Heine.

Da dessen Kritik (in den „Annalen“) später erschien als die Lindners, so ist anzunehmen, daß er seinem Kollegen in dem allerdings naheliegenden Gedanken gefolgt ist. Übrigens hatte weder Lindner noch Varnhagen dem Eifer Heines genug getan; gegen den letzteren hat dieser selbst in neckendem Tone seine Unzufriedenheit über ihn als Kritiker des Scottschen „Napoleon“ brieflich geäußert und dabei freilich zugleich seine eigene Rezension als „herzlich schlecht“ bezeichnet<sup>351</sup>). Das war ihm schwerlich Ernst, wenn auch sein Aufsatz mehr eine Rhapsodie als eine Rezension zu nennen ist. Letzteres schon darum nicht, weil Heine auf den Inhalt des besprochenen Werkes nur wenig eingeht, wie er denn nach eigenem Geständnis überhaupt nur den neunten (Schluß-) Band desselben gelesen hat. Wer sich selbst mit Todesverachtung durch den ungeheuren Wälzer hindurchgearbeitet — unter den Lebenden dürften es nur wenige sein — wird das Vergehen des Dichters verzeihlich finden.

Wie gesagt, mehr eine Rhapsodie als eine Rezension und zwar eine Rhapsodie im Stil des „Buches Le Grand“: „Der tote Kaiser ist im Grabe noch das Verderben der Briten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter seinen Lorbeer verloren!“ Dieser Verlust ist, wie Heine sich poetisch ausdrückt, eine Strafe der Musen für den

Mißbrauch verliehener Geisteskräfte. Denn die „Bergfelsen des Parnasses“ sind „wie alle edelsinnigen Weiber leidenschaftliche Napoleonistinnen.“ Von Bérangers, Delavignes, Hugos, Byrons Muse ließ sich das mit einigen Einschränkungen wohl sagen, am meisten freilich von der Muse Heines selber. Auch in seiner Rhapsodie wird die „Göttlichkeit“ Napoleons hervorgehoben. Diesmal freilich mehr als bloß rhetorische Antithese gegenüber den „Lästerungen“ Sir Walters, der die „ganze Arche Noö“ geplündert zu haben schien, um den toten Kaiser durch „bestialische Vergleichen“ in den Augen seiner Leser herabzuwürdigen. Das war schlimmer als die „brandgemalten Teufel“ Arndts und die höllischen Metaphern so vieler Freiheitsjäger. Was im Jahre 1813 dem Ausbruch eines elementaren National- und Rassenhasses zugute gehalten werden konnte, war 1827 nur noch literarische Unart. Auch Lindner hatte sich über die „animalischen Vergleiche“ — Heine nennt sie „Viehbilder“ — geärgert; vorsichtiger hatte Varnhagen das über den Homer hinausgehende „Homerisieren“ in der Metaphorik des schottischen Barden getadelt.

Übrigens hat Heine sich auch sonst an seine Vorgänger in der Scottkritik mehrfach angelehnt oder deren Standpunkt gegenüber Stellung genommen. Schon Varnhagen hatte besonders dem neunten Bande des englischen Werkes, der von der Gefangenschaft auf St. Helena handelt, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Er fand, daß der Verfasser hier am besten gearbeitet hätte, einmal wegen der Kleinheit der Verhältnisse, die er — kein Kompliment für den „Historiker“ Scott — besser habe übersehen können, dann auch wegen der Benutzung der Archive, die das englische Ministerium seinem Verteidiger gern gewährt hatte. Natürlich enthielten sie die einseitigen Berichte des Gouverneurs Sir Hudson Lowe. Daneben waren ein paar unvorsichtige Äußerungen des 1818 von St. Helena zurückgekehrten Generals Gourgaud verwertet worden, welche Heine in seinen Ansichten über den Charakter dieses Ehrenmannes irreführten. Die Hauptsache aber war für unsern Heine folgende: „die Exkulpation des englischen Ministeriums in betreff des Verbrechens von St. Helena“, die auch Varnhagen als eine Sachwalterarbeit empfindet, erschien ihm ein Mißbrauch des Scottschen Talentes zu Advokatenkniffen; dies und die bei der Abfassung des Buches mitspielende Geldfrage hat ihn zu dem ungerechten Vergleiche veranlaßt, Sir Walter habe den Kaiser verkauft, wie einst seine schottischen Landsleute nach der Schlacht bei Naseby den unglücklichen Stuart Karl I. an die Engländer verkauft hätten.

Noch in einem anderen Punkte wird man dem deutschen Kritiker nicht so ganz recht geben können: wenn er nämlich an eine Beeinflussung der St. Helenaliteratur durch den Gefangenen selber nicht glauben will: „Auch macht Walter Scott den Kaiser zu dem größten Dichter, der jemals auf dieser Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernsthaft insinuiert, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die seine Leiden auf St. Helena berichten, sämtlich von ihm selbst diktiert worden.“ „Sämtlich diktiert“ ist natürlich zu viel gesagt; aber manche der Bücher waren es doch — die „Kapbriefe“ und die Campagne de 1815<sup>352</sup>) 3. B., für die der Herausgeber Gourgaud nur seinen Namen geliehen hatte — und auch bei der Mehrzahl der übrigen ist wenigstens die Inspiration nicht wegzuleugnen. Und was nun erst gar die dazu erforderliche poetische Schöpfungskraft anlangt, die hätte meines Erachtens der Dichter des „Le Grand“ dem Dichter der Bulletins und Proklamationen schon zutrauen dürfen.

Wie immer in Vers und Prosa, versteht es auch diesmal unser Heine, kühn und originell abzuschließen. Die Gedanken waren vielleicht nicht so neu — manches kam schon im „Le Grand“ vor — wie die Form, die wieder überraschend wirkt. Sehr geschickt weiß der Dichter die Grausamkeit der Engländer gegen ihren großen Gefangenen ins Lächerliche und Verächtliche zu übersetzen, indem er die erbärmlichen Nichtwürdigkeiten des Sir Hudson Lowe und seiner „Myrmidonen“ mit den kleinen Teufeleien der Männer von Liliput gegen den Riesen Gulliver vergleicht. Sein Hohn wird noch um eine Dosis bitterer, als er dem Walter Scott spottend nach erzählt, daß der Kaiser „ganz scharmant behandelt worden“ und „endlich frisch und gesund und als ein guter Christ an einem Magenkrebse gestorben sei.“

In schauerlicher Drastik wird dieser Tod mit dem eines Mannes verglichen, der, auf die Folter gespannt, ganz natürlich an einem Schlagflusse stirbt. So etwas kann passieren, aber wer glaubt's? „Die böse Welt wird sagen: die Folterknechte haben ihn hingerichtet.“ Man sieht hier wieder unmittelbar den Einfluß des O'Meara und Antommarchi, die behauptet hatten, der Kaiser sei im eigentlichen Sinne ein Opfer des Klimas geworden. Heines Wiß hat zur Verbreitung dieser Ansicht vielleicht noch mehr beigetragen als die medizinische These der beiden Fakultätsgelehrten.

Der Groll, den unser Poet gegen den Biographen empfindet, den „Advocatum Diaboli“, wie er ihn einmal nennt, der die „Heilig-

sprechung" des Kaisers nicht hindern werde, steigert sich zu offenbarem Haß, sobald Heine auf den Sieger von Waterloo, Lord Wellington, zu reden kommt. Auch diesem ist in den „Englischen Fragmenten“, denen der Scottaufsatz einverleibt wurde, ein besonderes Kapitel gewidmet<sup>353</sup>). Obwohl es nicht, wie der größte Teil jener Fragmente, in den „Annalen“ sein erstes Erscheinen gefeiert hat, wird es doch zweckmäßig sein, es an dieser Stelle mitzubespochen.

Es waren politische, persönliche und künstlerische Antipathieen, die in der Seele des Dichters zum Haß gegen Blücher und Wellington zusammenfloßen. Sah der Politiker Heine mit seinen Gefinnungsgeossen in Waterloo das Grab der Freiheit, so mußte sich der Dichter über die — künstlerisch betrachtet — unmotivirte Katastrophe eines Heldendramas ärgern, die ihm, ebensowenig wie Byron<sup>354</sup>), einen ästhetisch befriedigenden Abschluß zu gewähren schien. Hatten nicht ein Mann der Defensiv und ein unstrategischer Haudegen den Klassiker der Kriegskunst am Abend einer dreiviertel gewonnenen Schlacht über den Haufen gerannt?

Was ich da sage, hat schon mancher über diesen Schlachttag gedacht, soviel Tinte auch von gelehrten und ungelehrten Federn vergossen wurde, um Napoleons ungeheure „Fehler“ in dem kurzen Feldzug von 1815 zu beweisen. Noch ist das letzte Wort über den merkwürdigen 18. Juni nicht gesprochen, aber, wie es auch fallen mag, die Poeten durften mit dem Bau der Katastrophe unzufrieden sein. Sie hatten auch das Recht, sich an den Las Cases zu wenden, der ihnen Gespräche aus Napoleons Munde mittheilt, in denen der Schlachtendichter recht glaubwürdig zu machen weiß, wie er sich die Sache in seinem Kopfe zurechtgedacht und wie eigentlich nur durch die Fehler der Kulissenschieber das Stück, das ein Zugstück wie Jena hätte werden können, ins Wasser fiel<sup>355</sup>). Besonders Wellington war in der Kritik seines Gegners hart mitgenommen, während Napoleon an Blücher wenigstens den tapfern Draufgänger, wenn auch nichts weiter, anerkannte<sup>356</sup>). Wie sehr Heine wieder von dem „enthusiastischen Kammerherrn“ beeinflusst war, zeigt auch der schon früher erwähnte, von London aus an Darnhagen gerichtete Brief, in dem der junge Mann dem gereiften Verfasser der Blücherbiographie allerlei Elogen macht, aber doch gesteht, daß er dessen Buch nicht „mit Liebe“ lesen könne. „Ich ärgere mich, wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch, nämlich Napoleon, durch jene zwei Menschen vernichtet worden ist, wovon der eine ein pharaospielender Husar und der andre ein von allem

Enthusiasmus entblößter englischer Taugenichts war oder, besser gesagt, noch ist.“

Nun war der Verteidiger der Torres Vedras, der Sieger von Toulouse und Vittoria, zwar kein „Taugenichts“, aber er war ganz gewiß ein „von allem Enthusiasmus entblößter“ Engländer, der als starrer Tory und als Eckpfeiler der Reaktion den Liberalen zuwider sein mußte. Byron und Börne fanden sich mit Heine in diesem Gefühl zusammen. Wer kennt nicht die Strophen des Don Juan, die mit dem aus Béranger entlehnten Koseworte einsetzen:

O Wellington! O Mylord Villainton! u. s. w.<sup>357)</sup>

und die nicht minder scharf geschliffenen Worte der Börneschen Prosa, in denen Wellington der „Vormund jeder unmündigen Legitimität“ und der „Knecht Ruprecht der unartigen und wilden Kinder unter dem Volke“ genannt wird<sup>358)</sup>!

In Heine aber scheint es mir nicht so vorwiegend wie bei Byron, geschweige denn so ausschließlich wie bei Börne der politische Haß gegen den Konservativen gewesen zu sein, was ihm den Wellington so unausstehlich machte. Zwar war es auch ihm höchst verdrießlich, daß der steife Tory der Nachfolger Cannings im Ministerium wurde, des von dem Dichter als Freiheitsapostel angebeteten großen Canning; auch nennt er ihn einmal den „Oberschnurren“ des Königs von England und später, in den „Französischen Zuständen“, den „berühmten Scharfrichter, der schon in anderen Ländern die Freiheit hingerichtet“<sup>359)</sup>, greift ihn auch sonst wegen seiner politischen Stellung häufig genug an. Aber das Unverzeihlichste an dem Manne sind Heine doch seine „täppischen Siege“<sup>360)</sup> oder besser im Singular: der Sieg bei Waterloo. Auch Byron hat sich über diese Glückstat seines Landsmannes und erlauchten Standesgenossen spöttisch genug geäußert:

Indes, obwohl als Mensch schon im Verblühen,  
Sind Durchlaucht doch als Held noch ziemlich grün<sup>361)</sup>,

heißt es im „Don Juan“.

Das ist aber noch nichts gegen Heine. „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten,“ sagt er von ihm, „und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht!“<sup>362)</sup> Da diese Tatsache nicht aus der Welt geleugnet und der Name Bonapartes ohne den seines Besiegters nun einmal

nicht mehr genannt werden kann, so sucht die Parteilichkeit Heines das Zusammentreten beider Personen in der Geschichte lediglich auf Rechnung des Zufalls zu setzen, und er vergleicht — wieder aus der Passionsgeschichte das Bild entlehrend — den Wellington mit Pontius Pilatus, dessen Name „ebenso unvergeßlich geblieben wie der Name Jesu Christi“<sup>363</sup>).

Schwerlich kann es einem Manne von Heines Geist verborgen geblieben sein, daß der Vergleich ungewöhnlich stark hinkte. Es scheint, als ob er, ähnlich wie an der Stelle über Londonderry und Saalfeld im „Buch Le Grand“ seinem Unmut über das Unabänderliche Luft machen muß — und wäre es durch Schimpfworte. Darum ist ihm der Sieger von Waterloo „das dumme Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte.“ Aber nicht allein darum.

Bei dem Gefühl von Zu- und Abneigung finden leicht Übertragungen aus dem Psychischen ins Physische und umgekehrt statt. An einem aus rein moralischen Gründen unangenehmen Individuum wird man leicht körperliche Mängel entdecken, und umgekehrt führen z. B. nervöse Antheipathieen gegen das Äußere und die Manieren eines Menschen sehr leicht auch zu seelischer Abneigung. Auch Byron ärgert sich über Wellingtons „hölzernen Blick“ (wooden look), und Heine gefällt der Ausdruck so, daß er ihn nicht allein abschreibt — übrigens mit Angabe seiner Quelle —, sondern das übernommene Bild mit sichtlichem Behagen weiter ausmalt. So macht er in einem ebenfalls um diese Zeit (1828) über englische Zustände geschriebenen Aufsatz den Sieger von Waterloo zu einer grotesken Nußknackerfigur: „Wellington, dieser eckig geschnitzelte Hampelmann . . . dieser hölzerne Völkervampir mit hölzernem Blick und ich möchte hinzu- setzen, mit hölzernem Herzen“<sup>364</sup>).

Der letzte Zusatz spielt wieder auf das moralische Gebiet hinüber, und auch auf diesem entbehrt das Zerrbild nicht ganz der Wahrheit. Herzlosigkeit und Mangel an ritterlicher Gesinnung hatte Wellington durch sein Verhalten bei dem Prozeß gegen den unglücklichen Marschall Ney bewiesen, und selbst Treitschke, der doch sonst für Napoleons Gegner gern ein Löbchen bereit hält, hat diesen verzweifelt nüchternen Menschen als „trocken, bitter, griesgrämisch“ charakterisiert, als einen Mann „mit einem steifen Dünkel, der auf der weiten Welt kein Interesse neben dem englischen gelten ließ“<sup>365</sup>). Auch Frau von Staël soll von ihm gesagt haben, daß er außer seinen Schlachten keine zwei Gedanken im Kopf gehabt hätte.

So dient der Arthur Wellington, den der Dichter aus einem stocksteifen Engländer zu einer Fastnachtspuppe degradiert hat, dem Humoristen geradezu als Kontrastbild, als Folie für Napoleon. Der ist wieder wie im „Buche Le Grand“: „jeder Zoll ein Gott.“

Das ist und bleibt auch in den „Englischen Fragmenten“ das Stichwort. Die Scottkritik und der Wellingtonaufsatz zeigen in dieser Hinsicht die engste Blutsverwandtschaft mit dem geistreichen Capriccio. Die persönliche Begegnung mit dem Weltherrscher, der antike Schnitt des Gesichts und des ganzen Menschen finden sich auch hier. Und wieder tritt auch das Traumhaft-Visionäre wie dort hervor; die früher angeführte Stelle über des Dichters Zweifel an der Wirklichkeit seiner Begegnung mit dem Kaiser stammt aus dem Wellingtonaufsatz. Die beispiellose Popularität des napoleonischen Namens aber hat der Dichter durch ein Geschichtchen illustriert<sup>366</sup>), das gewiß ebenso zu den erfundenen gehört wie die gleichfalls mit napoleonischen Erinnerungen und Anspielungen durchflochtene Erzählung von dem Zwerg und der Tänzerin am Londoner Strand in den „Florentinischen Nächten“, aber von großer innerer Wahrheit ist: Heine berichtet, daß er einst an Bord eines Ostindienfahrers gegangen sei, der mit Mohammedanern, Leuten vom roten Meere bis an die Grenzen Chinas, gefüllt war. Er und die Orientalen finden Gefallen aneinander, können sich aber gegenseitig nicht verständigen. Den freundlichen Gesellen seine Zuneigung zu bezeugen, spricht der Dichter den Namen des Propheten aus. Als erfreuenden Gegengruß empfängt er aus dem Munde der fremden Leute den Namen: Bonaparte!

Scottkritik, Wellingtonaufsatz, alles war wieder in eine Apotheose des großen Gegners verlaufen, und die Zeitgenossen, deren Widerspruch nach und nach verstummte, nahmen es weniger als bisher übel, wenn Heine sich zu dessen Preise die allerkühnsten Dithyramben erlaubte. Ein Beweis dafür ist Menzels glänzende Kritik des vierten Bandes der „Reisebilder“, der die neuen Keßereien gesammelt enthielt. Wer bei der Nennung dieses Namens nur den Menzel der späteren Jahre vor Augen hat, wird sich wundern, die Worte zu lesen: „Ein Meisterstück geschichtlicher und zugleich poetischer Charakteristik ist der Aufsatz: Wellington . . . diese Charakteristik eines Mannes ist zugleich die des ganzen Zeitalters, dessen Abgott er gewesen. Alles war falsch, unecht, die Begeisterung, der Sieg, der Frieden. Nichts Wahres in der ganzen Zeit seit Napoleons Sturz als die Lüge!“<sup>367</sup>) Unangenehm wurde durch das dem Kriegsgott gespendete Lob unter

den literarischen Notabilitäten nur Ludwig Börne berührt, der im übrigen das Erscheinen gerade des (vierten) Bandes der „Reisebilder“, der die „Englischen Fragmente“ enthielt, so freudig begrüßte: „Das Buch hat mich gelabt wie das Murmeln einer Quelle in der Wüste, es hat mich entzückt wie eine Menschenstimme von oben, wie ein Lichtstrahl den lebendig Begrabenen entzückt.“ — „Was mich aber eine Welt weit von Heine trennt,“ heißt es etwas später, „ist seine Vergötterung Napoleons. Zwar verzeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napoleon, der selbst ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Philosophen Liebe für ihn, den Wirklichen“<sup>368</sup>).

War es nun der Dichter oder der „Philosoph“, den der Name des Welterschütterers begleitete, als unser Heine nach der Weise deutscher Kaiser und Sänger Anno 1828 über den Brenner gen Süden ins Land Italia zog, wo ihm die Lorbeerbüsche heiße Minne und auch jenen kühlen Ruhm entgegenrauschten, der, wie er neidisch verlangend gesagt hatte, noch „in den Marmorbrüchen von Carrara schlief?“ Genug, er hat ihn begleitet. Zwischen die glutäugigen Mädchengesichter und die frommen Madonnenbilder in den weiten dunkeln Domen drängt sich immer von Zeit zu Zeit der „Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel“, der — wiederum wie ein Traum — auf dem Felde von Marengo durch die wallenden Morgennebel dahinjagt, geisterschnell, gleich einem Gedanken, während ein „schaurig süßes Allons enfants de la patrie“ in der Ferne erschallt<sup>369</sup>).

In der Zeichnung also ist das Bild den früher von derselben Hand entworfenen ganz ähnlich, fast gleich, aber die Auffassung ist doch etwas anders geworden. Begleiten wir, um das zu verfolgen, unseren Poeten auf seiner „Reise von München nach Genua“ durch die Wiesengründe der Alpentäler. Hier merkt man noch nichts; eine gewisse Teilnahme für die Erhebung des Tiroler Bergvolks im Jahre 1809 scheint fast mehr dem Dichter dieses Krieges, Heines Freunde Immermann<sup>370</sup>), als den Ereignissen selber zu gelten, und die Beurteilung der tapfern Schützen des Puster- und Passenrtales ist nicht frei von ironischen Bemerkungen über deren religiöse und politische Beschränktheit. Der Mann des Fortschritts ist auch hier — und hier besonders — Napoleon, und der Dichter freut sich, sein Bild einträchtig neben dem des wackeren Hofer in der Innsbrucker Wirtstube hängen zu sehen<sup>371</sup>).

Auch in der Stadt der Sforza erinnert der Dom an den kaiserlichen Helden, der den schönen Marmorbau gefördert, und beim An-

blick des Mailänder Triumphbogens, der die Simplonstraße beschließen soll, kann unser Heine den wehmütigen Ausruf nicht unterdrücken, daß nun das Standbild des großen Baumeisters sein Werk nicht krönen wird, sondern statt des genialen Eidams der Schwiegervater, der geistlose Habsburger Franz, auf den Bogen zu stehen kommt, so wie seit einem Jahrzehnt der Bourbone Cäsars Bild im Schilde der Ehrenlegion verdrängt hatte.

Aber wenn es die Weißröcke nicht wollen, so wird der Düsseldorfer Jude dem Kaiser eine Inschrift auf seinen Bogen setzen, und er tut es in einem den Verhältnissen angemessenen Lapidarstil: „Der große Kaiser hat ein Standbild hinterlassen, das viel besser ist und dauerhafter als Marmor und das kein Österreicher unsern Blicken entziehen kann. Wenn wir anderen längst von der Sense der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht sein werden, wird jenes Standbild noch unversehrt dastehen; neue Geschlechter werden aus der Erde hervordachsen, werden schwindelnd an jenes Bild hinaufsehen und sich wieder in die Erde legen; — und die Zeit, unfähig, solch Bild zu zerstören, wird es in sagenhafte Nebel zu hüllen suchen, und seine ungeheure Geschichte wird endlich ein Mythos“<sup>372)</sup>.

Wie stimmen hierzu die Kapitel von der Schlacht bei Marengo<sup>373)</sup>, wo Heine den Leser bittet, „ihn nicht für einen unbedingten Bonapartisten zu halten“, wo er betont, daß seine Huldigung nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes gelte, dem er vorwirft, am achtzehnten Brumaire die Freiheit verraten zu haben — noch dazu aus Vorliebe für den Aristokratismus? In der Handschrift steht die Stelle etwas anders<sup>374)</sup>, doch kommt es dem Sinne nach wesentlich auf dasselbe hinaus.

Diese Stelle hat frühere Heineerklärer und -biographen veranlaßt, schon hier den Eintritt einer Wendung in den Ansichten des Poeten über seinen großen Zeitgenossen anzusehen.

Eine Nuance ist freilich unverkennbar und aus den besonderen Umständen des Ortes und der Zeit dieses Reiseerlebnisses leicht zu erklären. Sollte die Tatsache, daß auch gute Freunde, Varnhagen und Rahel, Dettler Schiff und Ludwig Robert, einmal sogar, wie es scheint, selbst der Erzbonapartist Lindner<sup>375)</sup>, an dem allzu hellen Fanfarenklang seiner napoleonischen Ruhmestrompete Anstoß genommen, den kecken, jungen Poeten zu einer Art „Erklärung“, einer Einschränkung seiner dithyrambischen Loblieder veranlaßt haben?<sup>376)</sup> Möglich, möglich auch nicht. Denn es hat wohl noch eine besondere Bewandnis mit der Marengostelle. Bisher hatte der junge Heine

eigentlich nur von dem Napoleon seiner Jugend gesprochen, dessen Erscheinung der Dichter wie ein Kunstwerk bewundert, dessen tragisches Schicksal der Mensch bedauert, dessen politische Taten der Judenbefreiung und der Gesetzbuchschöpfung er mit ungeteilten Sympathieen gegenüberstand.

In Wirklichkeit handelte es sich nun ja bei diesen Werken des großen Mannes weit weniger um Freiheit, als vielmehr wieder um die soziale Gleichstellung der Menschen. Als den Werkmeister dieser letzteren hatte Heine Napoleon preisen wollen. Statt dessen hat er ihn als Freiheitshelden gelobt, eine unverkennbare Verwechslung, die uns nach früher Gesagtem freilich verständlich ist. Diese politische Unklarheit fängt der reifer werdende an zu überwinden. Schon in den „Englischen Fragmenten“, in dem „Gespräch auf der Themse“<sup>377)</sup>, heißt es: „Daß dieses Streben nach Gleichheit das Hauptprinzip der Revolution war, dürfen wir um so mehr glauben, da die Franzosen sich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrschaft ihres großen Kaisers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter seiner stengen Kuratel hielt und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ“<sup>378)</sup>.

Als der Dichter jene Worte schrieb, scheint er — in seiner Augenblicksstimmung — den Verlust dieser von seinem Abgott unterdrückten Freiheit nicht sonderlich tief empfunden zu haben. Man begreift das aus dem Zusammenhang, in welchem Heine den nicht unrichtigen Gedanken entwickelt, das Hauptprinzip der Revolution sei das Streben nach der bürgerlichen Gleichheit gewesen. Wir wissen, daß auch der nach französischem Muster zugeschnittene deutsche Liberalismus von den beiden heiß begehrten Gütern das letztere als das noch erstrebenswertere ansah.

Es bedurfte einer andern Umgebung, um in dem Stimmungsmenschen Heine den Jammer um den Verlust verlorener Freiheit in seiner ganzen Stärke ausbrechen zu lassen und ihm gleichzeitig die Augen darüber zu öffnen, daß, was Byron lange wußte, auch sein Abgott Bonaparte dieses kostbare Gut, wo er es hätte bringen können, eigentlich nicht gebracht hatte.

Das geschieht, als ihm Napoleons Bild in Italien entgegentritt, nicht als der auf der Sonnenhöhe des Lebens stehende Kaiser, dessen Glanz die Augen blendet, sondern als dreißigjähriger Konsul und in einem Lande, wo der Dichter auf Schritt und Tritt, sogar unter dem leise zerbröckelnden Gestein der Arena von Verona, an die zu-

schlagende Roheit des österreichischen Korporalstocks erinnert wird. Er nimmt Anteil an den tiefdurchfurchten Gesichtern des italienischen Volkes, das die Weißröcke so brennend haßt. Wer hatte die Unglücklichen von diesem Joch für ein Jahrzehnt befreit? Jener Frankengeneral, der, die Würde eines römischen Konsuls erneuernd, auch wie römische Konsuln zu schlagen und zu siegen verstand. So drängt sich dem Besucher der — übrigens den Zeitgenossen ganz geläufige — Gedanke auf, in dem Plan an der Bormida ein Schlachtfeld zu sehen, „wo die Freiheit auf Blutrosen den üppigen Brauttanz getanzt hat“. Um so näher lag nun aber die weitere Erwägung, daß der Freiheitsbräutigam, der erste Consul, dieser seiner lieben Braut nachher die Treue gebrochen, daß er, was der Dichter der „Nordsee“ und des „Le Grand“ in dem Sturme seiner Jugendschwärmereien gänzlich übersehen, „den größten Ruhm, der größte Mensch des Jahrhunderts zu sein, um den, der größte Kaiser desselben zu werden, vertauscht hatte“. Und gerade hier waren solche Erwägungen am Platze, und der deutsche Dichter begegnete sich mit den Empfindungen der Edelsten des Landes, in dessen prächtige Täler er soeben von den Alpen hinabgestiegen war und dessen Geschick ihm so sehr zu Herzen ging. Gerade die italienische Poesie hat von Alfieris und Ugo Foscolos Tagen unter schroffem Wechsel von Stimmungen und Ansichten bald dem Befreier Italiens und dem Schöpfer republikanischer Staatsgebilde zugejauchzt, bald den „Tyrrannen“ verwünscht, dann wieder, von der Furchtbarkeit seines Loses ergriffen, dem größten Landsmann — als solchen empfand ihn der Italiener — die Teilnahme nicht versagen können. Sein Leben lang hat es Niccolini bedauert, daß Napoleon den großen Moment versäumt, die Einheit Italiens nicht hergestellt habe<sup>379</sup>). Aber er dichtet die prächtige Epistel an Marie Louise, den Napoleone a Sant' Elena<sup>380</sup>). Santa Rosa verwünscht in seiner Jugend den Despoten, um später ein Freund der Napoleoniden zu werden<sup>381</sup>). Noch später wird Bazzoni eine Ode ersinnen, in der er Napoleon vorhält, den Freistaat „ausgelöscht“ zu haben. Sie führt zu Heine zurück, wenn man hört, daß in ihr der Gestürzte bedauert, nicht mit Desaix — neben Moreau einem der Idole der Republikaner — bei Marengo gefallen zu sein<sup>382</sup>). Wie so mancher dieser Söhne des Südens, bleibt der deutsche Dichter auch da, wo er das politische Verhalten seines Helden mißbilligt, persönlich diesem gewogen. Das zeigt der fast schmerzlich klingende Zusatz zu den Tadelsworten: „Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo.“

Wenn nun aber Ort und Zeit zu jenem Tadel geradezu herausforderten, so mag immerhin zu seiner Formulierung ein Umstand beigetragen haben, den ich nachtragend hier erwähne; doch ist der Platz nicht ohne Absicht gewählt worden. Kaum ein Jahr vor der italienischen Reise war Heine, auf der Fahrt nach München, mit dem Doktor Börne zusammengetroffen, „der gegen die Komödianten schrieb.“ Später nach seinem Zerwürfnis mit diesem Manne und nach Börnes Tode hat er in seinem bekannten Buche die Gespräche aufgezeichnet, die er mit dem grundehrlichen Doktrinär und politischen Fanatiker in Frankfurt geführt hat oder geführt haben will. Unter den strittigen Punkten, über die sich beide Männer schon damals nicht einigen konnten, treten da besonders der Radikalismus Börnes und dessen Widerwille gegen Napoleon hervor, der auch, wie wir wissen, das sonst günstige Urteil dieses Schriftstellers über die „Englischen Fragmente“ einschränkte.

Zu etwas besserer Orientierung über den Standpunkt Börnes mögen einige Bemerkungen dienen, die natürlich auf irgendwelche Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Etwa anderthalb Jahrzehnte älter als Heine, hatte der Frankfurter Kaufmannssohn in seiner Jugend zu jenen namentlich in Südwestdeutschland so ungemein zahlreichen Verehrern des jungen Generals und Konsuls gehört, deren naiv gläubige Bewunderung, die in Vers und Prosa ihre Lobeshymnen stammelte, an anderem Orte von mir gezeichnet worden ist<sup>383</sup>). In der Schule treibt er statt der Heimatskunde lieber die Geographie Ägyptens, wo der Frankengeneral damals seine Triumphe feiert<sup>384</sup>). Noch später in Berlin „staunt er ihn mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott an“<sup>385</sup>), ja, aus einer Stelle in der Besprechung eines Dumasschen Ausstattungstückes, das Ludwig Börne 1831 in Paris aufführen sieht, könnte hervorgehen, daß die Sympathieen des witzigen Juden für den Kaiser sogar bis 1814 vorgehalten hätten<sup>386</sup>). Jedenfalls nicht länger. Denn in den folgenden Jahren schwimmt Börne in patriotischer Begeisterung und zieht in diesem Fahrwasser mit so kräftig aufgespannten Segeln dahin, daß sogar der gegen ihn erhobene Vorwurf einseitiger Deutschtümelei<sup>387</sup>) nicht völlig der Berechtigung entbehrt. Kommt er auf das Schicksal des Gefangenen von St. Helena zu reden, so zeigt sich wohl der Hauch eines flüchtigen Mitleids, der aber alsbald hinter der Erwägung verschwindet, daß es notwendig sei, den gefährlichen Ruhestörer mit eisernen Banden gefesselt zu halten<sup>388</sup>). Die Enttäuschung der Reaktionszeit kam auch bei Börne; sie konnte bei dem Frankfurter Juden, der seine unter

dem Rheinbundfürsten Dalberg innegehabte Stellung verlor und als Zeitungsschreiber unter dem Drucke einer von den engherzigsten Anschauungen geleiteten Politik und Censur ganz besonders zu leiden hatte, nicht ausbleiben. Auch er, gerade er hat seinen Ärger darüber nicht unterdrücken können, daß man statt eines Tyrannen deren nunmehr hundert habe. Aber zur Schwärmerei für den einen hat ihn das niemals zurückgeführt. Dazu war der Liberalismus des Mannes, der auf dem Hambacher Feste von Bürgern und Studenten als Hüter der Freiheit gefeiert und fast erdrückt wurde, viel zu radikal und zu starr, wie alles an Börne starr war. Trotzdem hat freilich wieder Heine recht, wenn er von jenem sagt, daß er „unbewußt den größten Respekt vor Napoleon in der Seele getragen habe“<sup>389</sup>). Und nicht nur „unbewußt in der Seele getragen“, er hat ihn auch oft genug recht bewußt zum Ausdruck gebracht, und es ließe sich leicht aus Börnes Schriften ein Duzend Belegstellen dafür zusammentragen. Aber es blieb doch bei dem Respekt vor dem Können des gewaltigen Mannes; herzliche Verehrung war es niemals. Selbst einem Walter Scott gegenüber, dessen Buch alle Welt verurteilte, will Börne den Advokaten Napoleons nicht spielen, und er schlägt Menzel die Bitte um eine Besprechung unter der bezeichnenden Motivierung ab, daß er sonst dem großen Napoleon eine Schlacht liefern müsse, dem großen Napoleon, „dessen kleiner, aber erbitterter Feind“ er sei<sup>390</sup>).

Sast wunderbarlich nimmt sich hierneben in den „Aphorismen“ ein Urteil über den General Bonaparte aus, das freilich die oben gemachte Bemerkung über einen schroffen Meinungswechsel in Börnes Seele nur bestätigt: „Bonaparte war groß, edelmütig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll“<sup>391</sup>). Diese reinliche Scheidung zwischen dem Manne vor und nach dem Staatsstreich, die weder Psychologie noch Geschichte zu beglaubigen vermögen, galt manchen Liberalen als Dogma.

Für uns hat sie eine besondere Bedeutung. „Wie liebe ich diesen Mann bis zum achtzehnten Brumaire“, soll auch bei der Frankfurter Unterredung Börne zu Heine gesagt haben<sup>392</sup>), und: „Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verriet er die Freiheit“, heißt es an der Marengostelle<sup>393</sup>). Nun ist allerdings schon von Guzkow<sup>394</sup>) Heines Glaubwürdigkeit hinsichtlich der Einzelheiten seiner Mitteilungen über die von ihm mit Börne geführten Gespräche in Zweifel gezogen worden, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er sie für seine polemischen Zwecke zugestutzt,

sicher, daß er sie mindestens redaktionell überarbeitet, auch nach seiner beliebten Manier mit nur ihm angehörigen Einfällen durchflochten hat. Aber diese Konkordanz ist doch auffallend, und fast zur Gewißheit wird die Vermutung, daß hier Börnescher Einfluß bei Heine durchschimmert. Waren die beiden Männer in ihren Ansichten nicht immer einig gewesen — Börne nahm ja, wie uns bekannt, an Heines Napoleonkultus geradezu Anstoß<sup>395)</sup> —, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß der charakterfeste Ernst des älteren Mannes auf den haltloseren Jüngling immerhin einige Wirkung geübt und das Diktum Börnes sich dem Impressionisten mit zwingender Gewalt aufdrängte.

Echt Börnisch ist auch die Wendung an der Marengostelle, daß Napoleon „aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus“ die Freiheit verraten habe, woran dann weiter die Bemerkung geknüpft wird, daß die durch England repräsentierte europäische Aristokratie einen „kolossalen“ Fehler begangen hätte, als sie den Mann stürzte, der, wie Heine jetzt zu glauben scheint, eben jene Aristokratie mit neuem Blut aufgefrischt haben würde, während sie nunmehr an innerer Säulnis zu Grunde gehe.

Das sind ja alles Betrachtungen, die von anderem Standpunkte an Napoleons Wirksamkeit zu knüpfen sicherlich erlaubt ist. Aber wo bleibt der Dichter der „Nordsee“, der die nach Rußland ziehenden Soldaten des Imperators „die Söhne des Feuers und der Freiheit“ nannte und dem die Kriegs- und Siegesmärsche des kleinen schwarzen Tambours Le Grand wie Freiheitslieder ins Ohr geklungen sind?

Auf der andern Seite muß betont werden, daß der Kaiser trotz dieser Ausstellung des Dichters Zuneigung nicht verloren hat. In der „Stadt Lucca“, in der Napoleon gegen die Reflexionen über das Christentum und die christliche Religion naturgemäß zurücktritt, wird er doch einmal wieder mit dem göttlichen Märtyrer verglichen<sup>396)</sup>.

„Aber die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo.“

